



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

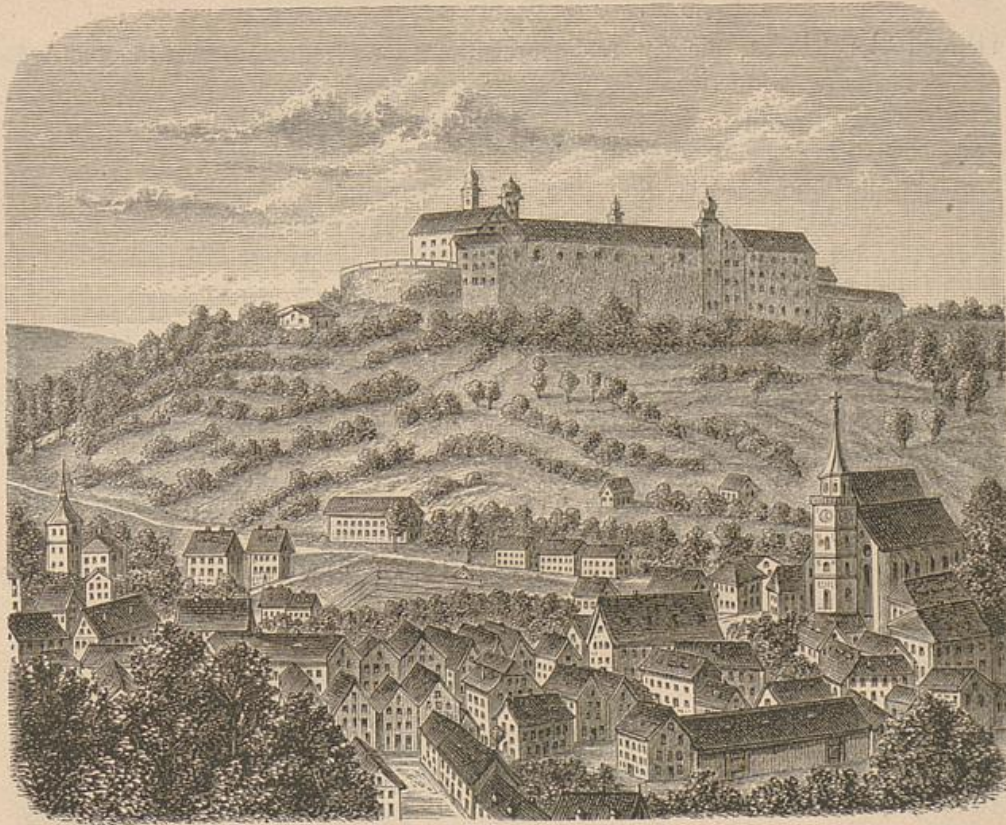
### **Bilder aus dem Westlichen Mitteldeutschland**

**Richter, Julius Wilhelm Otto**

**Leipzig, 1882**

Das Fichtelgebirge und seine Ausläufer.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-30040**



Kulmbach.

## Das Fichtelgebirge und seine Ausläufer.

Das Fichtelgebirge als Zentralgruppe. — Sagen. — Geschichtliche Rückblicke. — Weissenstadt und Wunsiedel. — Die Luisenburg. — Bad Steben. — Das Maintal. — Bischofsgrün. — Die Spiegelglasfabrik in Fichtelberg. — Berneck. — Kloster Himmelkron. — Nordosten und Vogtland. — Die Porzellanfabrikation im Gebiete der Saale und der Eger. — Die Steinbrüche und die Industrie Oberfrankens. — Der Frankenwald. — Kronach. — Ludwigstadt.

**Das Fichtelgebirge als Zentralgruppe.** Von Kronach verläuft über Wiersberg und Berneck bis Weidenberg und Kulmain eine prallige, viele Meilen lange Bergwand von bedeutender Höhe, welche meistens durch tiefere Thallinien von den Muschelkalk- und Buntsandstein-Bergzügen abgetrennt wird. Jene Bergwand, aus Gneis, Chlorit- und Glimmerschiefer erbaut, ist der scharf abgeschnittene Südwestrand des Fichtelgebirges, über dem dann — zwischen Berneck, Goldkronach, Weidenberg und Walterschof — gleich steil die hohe Zentralmasse des Gebirges, der eigentliche mythenreiche Fichtelberg, aufsteigt, der sich weiterhin bis Münchberg, Redwitz, Wunsiedel, Röslau und Markt-leuthen ausdehnt, und dessen höchste Erhebungen ein riesiges Hufeisen bilden, das freilich — durch Hochpässe vor Waldstein und Kösseine — etwas zerbrochen aussieht.

Der Scheitel des Hufeisens schaut nach Westen, die Öffnung nach Osten. Den Scheitel oder die Mitte bilden der Ochsenkopf, der nach Baireuth hereinschaut (1016 m), und der Schneeberg (1055 m): zwei kleine Felsköpfe auf

riefigen Bergleibern, die ein torfiger Sattel trennt, die sogenannte Seelohr mit dem kleinen Fichtelsee (777 m), aus dem nicht nur die Sage, sondern auch noch manch prächtiges Kartenwerk des vorigen Jahrhunderts — so teilweise noch das von Homann in Nürnberg vom Jahre 1733 — die vier Fichtelgebirgsflüsse Main, Eger, Rab und Saale entspringen läßt. Diese Torfebene ist ein geographisch gar wichtiger Punkt, denn hier trennen sich die Berg- und Thalzüge, die Flußgebiete Deutschlands, im engsten Raume voneinander: die Main- und die Rabquellen, die Stöcke des Schneeberges und Ochsenkopfes, und wiederum von letzteren die großen Berglappen des Fichtelberger Waldes, sowie in nur ganz geringer Entfernung vom Schneeberge das malerische Rössenegebirge. Als den König des Gebirges umgeben den Schneeberg hohe Trabanten oder Anhängsel von Granit: der Rußhart (1005 m), die „Drei Brüder“ und der Rudolfstein (845 m), das „Kalte Buch“ (873 m), der Haberstein. An den Backöfelfels, an die höchste Klippe des Fichtelgebirges, hat die Fichtelgebirger Sektion des deutsch-österreichischen Alpenvereins ein Asyl aus cyklopischem Granitgemäuer hingebaut, um den erhitzten Wandersmann vor Zug, Sturm und Regen zu schirmen, wenn es ihn von Bischofsgrün, Wunsiedel oder Weißenstadt herauftrieb, um über einen ungeheuren Waldmantel hinweg halb Franken und Oberpfalz bis weit nach Böhmen und Thüringen hinaus zu überblicken.

Auf dem Ochsenkopf soll sich erst ein ähnliches Asyl erheben; hart vorm Gipfelsfels ist links vom Bergpfad, welcher von Bischofsgrün heraufführt, das Schnee- oder Goldloch; wer hineinsteigt, sieht um sich in allen Ritzen und Spalten grüngoldenes mattes Licht phosphoreszieren — „Herr Mammon selbst erleuchtet den Palast“ — wie Mephisto beim Gange zum Blocksberg sagt — nämlich mit Leuchtmoos oder dem Vorkeim der Schistostega osmundacea, des zierlichsten aller Moose. In Südost und Nordwest trennen tiefe Pässe (674, bez. 681 m) die Schenkel des Hufeisens vom Scheitel ab, welche beide dann aus Südwest nach Nordost verlaufen und das Rössene- und das Waldsteingebirge bilden.

Das Rössenegebirge ist eigentlich ein ovaler Kranz von neun hohen Kuppen, dessen Längsachse von Südwest nach Nordost gegen die Redwitzer Hochebene verläuft. In diesem, dem Ostschenkel des Hufeisens, stehen auch die größten Erhebungen dieser wildschönen Berggruppe: die Rössene mit ihrem durch eine wunderschöne Aussicht gesegneten Doppelgipfel, dessen größeres Felshorn genau 904 m Höhe erreicht, und welcher weithin als Wahrzeichen des ganzen Gebirges emporragt; der Burgstein 869 m und die hochberühmte Lutz- oder Luisenburg, eine wildschöne, in gigantische Trümmer zer Schlagene, labyrinthische Bergruine, 586 m hoch. Der Burgstein und die ihm nordwestlich gegenüberliegenden Wunsiedler Habersteine gehören zu jenen Berggebilden von Granit, welche die große Baumeisterin Natur selber im Stile der uralten Burgen des Pelops oder des Atrous aus cyklopischem Mauerwerk aufgeführt hat.

Der gegenüberliegende Schenkel des Hufeisens ist das Waldsteingebirge, das zwischen Saale und Eger liegt und zuerst einen steilen und imponierenden, von Ruinen bekrönten, wildschönen zertrümmerten langen Kamm, den eigentlichen Waldstein (876 m), bildet und dann in breitem Rücken über den prachtvollen Gpprechtstein (mit herrlicher Ruine) weiterzieht, bis der Große Kornberg nochmals eine ungeheure Granitkuppe (800 m) bildet. Auf der Nordseite des Waldstein sammeln sich die Quellen der Saale bei 728 m Meereshöhe; gegenüber davon

liegt der Zeller Haidberg (700 m), ein Serpentinsockel, der seiner Zeit Alexander von Humboldt Anlaß zu hochinteressanten Betrachtungen über Abweichung der Magnetnadel bot, wodurch Humboldts Verühmtheit zum Teil begründet wurde.

Das Fichtelgebirge hat aber auch noch zwei ausgedehnte Vorwerke, eines nach Südost, das andre nach Nordost.

Gegen den Böhmerwald zu schwillt, von Kemnath beginnend und bis Eger reichend, zwischen Redwitz, Schirnding, Erbendorf und Wiesau, aus Schiefer- und Basaltrevieren ein mächtiger Granitwall imposant empor, der Steinwald, der im vierthöchsten Gipfel des Fichtelgebirges, in der Platte (zwischen Niglasreuth und Fuchsmühl), 981 m erreicht. Den Weißenstein (816 m) krönen noch Ruinenreste, welche an die einstige Herrlichkeit der Edlen von Rothhaft erinnern.

Vom eigentlichen Böhmerwaldgebirge trennt hier das Fichtelgebirge eine kolossale, 5—600 m hoch gelegene sumpfige Buntsandsteinebene, durch welche die Rab und die Wondreb fast diametral auseinander laufen: nach Süden zur Donau die eine, nordöstlich zu der Eger und Elbe die andre. Aus ihr steigt ganz isoliert ein gewaltiger Basaltkegel mit einer wunderbaren Fernsicht, der rauhe Kulm (681 m), bei Kemnath auf, jetzt der Tummelplatz fröhlicher Scharen und Feste, einst eine Warte für riesenhafte Räuber, deren letzten ein Hirt von Kulmain mit geweihter Waffe erschlug.

Nördlich und östlich vom Waldsteingebirge ändert sich mehr und mehr mit den Gesteinsarten auch der landschaftliche Charakter. Zunächst liegt neben jener hohen Bergkette ein weites, welliges Hochflächenland aus Gneis und grünen krystallinischen Schiefen, das gegen Südwest mit dem genannten pralligen Steilrand von Berneck über Wirsberg und Guttenberg bis Kronach, mit der schönsten orographischen Linie des Fichtelgebirges, gegen die Buntsandsteinlandschaft absetzt, und welches nach Nordwesten und Norden zu in ein weites Thonschiefer- und Grauwackensandsteinrevier stößt, das langsam höher und höher empor schwillt, bis seine Hauptwasserscheide bei Ludwigstadt in den Kamm des Thüringer Waldes übergeht. Das erstere, das wellige Gneisgebiet, heißt auch wohl das Münchberger Hochland, wo Tausende von genügsamen Webern und Strickern darben; das rauhe Waldland des Thonschieferreviers, die Brücke vom Fichtelgebirge zum Thüringer Walde, in dessen einsamen Ortschaften Tausende von Flößern hausen, ist unter dem Namen Frankenwald bekannt. Zwischen beiden liegt (geologisch schon dem Frankenwalde zuzuweisen) die ungeheure Kuppe des Döbraberges (799 m), in dessen Leib die malerische Schlucht des Wildenrodachgrundes eingeschnitten ist.

Am Hohenschuß (858 m) bei Ludwigstadt lösen sich vom Hauptkamme des Frankenwaldes, der auch schon seinen Kennsteig hat, rechtwinkelig lange, schmale, südwärts verlaufende Landrücken ab, deren Scheitel ein mächtiges Plateau von Thonschiefern bilden, das noch etwa 100—130 m niedriger als der Hauptkamm ist, und welches von langen, 130—200 m tiefen, steilen und meist schmalen Südnordspalten zerfurcht wird. Die langen Bergstreifen hängen am Kennsteige ungefähr wie die Zähne eines hohen Kammes an dessen Achse. Auf einem dieser Berggrücken stehend, sagt Gumbel so zutreffend, glaubt man eine fast ebene oder nur wenig hügelige Landschaft vor sich zu sehen, und kann stundenlang in dieser Täuschung sich erhalten, wenn man die Richtung von Süd nach Nord einhält. Dagegen führt uns jede andre Richtung, die wir einschlagen,

rasch von der Höhe über sehr steile Gehänge in enge Spaltenthäler. Ein gleich steiles Gehänge führt jenseits wieder zu einem schmalen Rücken empor, um ebenso rasch weiter hinaus aufs neue zu einer tiefen Thalfurche sich niederzuziehen. So führt uns der ermüdende Weg von mehreren Stunden über fünf und mehr hohe schmale Rücken zu ebensoviele Thaltiefen, in denen klares Bergwasser im eiligen Sturze den Bergen zu entrinnen sucht.

Beide Gebirgsplatten, die des Frankenwaldes wie die Münchberger, sind an sieben oder acht Stellen von schwarzgrünen, uralten Lavagesteinen eigner, seltener Art durchbrochen: von jenen Diabasen, denen das Fichtelgebirge so viel von seinen Reizen verdankt, daß sie ein paar Zeilen wohl verdienen.

Diese Diabase (aus Mugit und Labrador gebildete, den Mugitporphyren Südtirols parallele Grünsteine) haben einen nicht unbeträchtlichen Gehalt an Kalk, welcher mit seiner leichteren Lösbarkeit das Gestein verwitterbarer macht, und damit fruchtbarer, geeignet zu herrlichen Waldbeständen, auch der Buche, und der den Artenreichtum des Bodens fördert, was Pflanze und Tier anlangt. Da die Diabasgesteine aus härteren und weicheren Partien bestehen, so arbeitete auch der Zahn der Zeit sie gar verschieden aus; und so kommt es, daß sie das Auge durch große Schönheit ihrer Felsbildungen fesseln, die zwischen reichen Wäldern oft ungemein steil und kühn emporzacken. Sie sind es, welchen die Thäler von Berneck und Dürrenwaid, die herrliche Hölle bei Steben, das Saalthal unterhalb Hof und bei Blankenstein ihre großen natürlichen Reize verdanken.

Diese Diabase sind einst in die Landschaften hineingekommen, wie später die Basalte, und wie in unsern Tagen noch die Leuzitlaven, welche bei Santorin und sonst im Mittelmeere neue Inseln bilden. Es sind ursprünglich unterseeische Vulkanausbrüche: was an Lavamassen damals, d. h. in unvor-denklicher Zeit, über den Meeresspiegel gehoben ward, ist heute der härtere Kern, das Massengestein; was aber damals an flüssiger Masse sich unterm Wasserspiegel ausbreitete, erscheint uns heute als Schiefer oder Tuff, weil es eben Lava ist, die in schichtartige Decken (Übergußschichten) aus- und übereinander gebreitet wurde. Die von der Lava bei deren Durchbrechen zerstörten Teile des Meeressgrundes wurden dabei in den Lavateig mit eingebacken, und so die geschichteten Konglomerate des Diabasreviers hergestellt.

**Sagen.** Reichlicher und bedeutungsvoller quillt der Born der Sage wohl nirgends im deutschen Lande, neben dem Kyffhäuser und Reichenhaller Untersberge, als im Fichtelgebirge. Hier blühte seit der Heidenzeit der Bergbau als der älteste in Deutschland; und mit dem geheimnisvollen Bergsagen stiegen auch die mythenbildenden Kräfte aus der Tiefe. Hier stießen nicht bloß politisch getrennte Volkszweige, hier stießen hart zwei Rassen, in Blut und Glauben und Sprache verschieden, christliche Deutsche und heidnische Slaven, aufeinander. Hier schufen endlose Besitzersplitterung und der Druck der kleinen schlimmen Dynasten bei dem gutmütigen, fleißigen, nicht wenig auch poetisch angelegten, aber zur Grübelelei und Übertreibung neigenden Volke eine besondere Sehnsucht nach besseren Zuständen. Auch die Bodengestaltung, die unheimlich zertrümmerten Berge, die öden Moore, die rauschenden tiefen Schluchten, der ungeheure Tann, die vielen zerstörten Burgen boten der Phantasie und der Sagenbildung die ergiebigsten Anhaltspunkte.

Doch klammert sich im Fichtelgebirge der Mythos viel weniger an phantastisch gestaltete Felsgruppen der Gipfel und Thäler — wie etwa an den aus fünf Säulen bestehenden Rudolfstein, an die Hölle bei Steben und ähnliche Meisterstücke der Erdfaltung — sondern er erfährt hier seine Aufgabe größer und tiefer. Er überbrückt vielmehr, den kleinen Jammer verlassener Burgfräuleins und der unpraktischen Toggenburge beiseite lassend, die Trübsal der deutschen Geschichte, man möchte sagen: den ganzen Jammer der Menschheit, und seine Marksteine setzt er sich vom Paradies bis zu Salomos, Christi und Karls des Großen Tagen. Hier ist das geographische Centrum deutschen Landes, und hier, scheint es, hat die naive und tiefsinnig zugleich schaffende, unerschöpfte Phantasie unsres Volkes auch dessen Sagenwelt zusammenfassen wollen. So ist es gewiß naive und rührend zugleich, wenn hier das Volk auf die moorigen und von Moränenschutt übersäten rauhen Hochflächen seines noch zu des Topographen Münsters Zeiten als „erschrocklich“ titulierten Fichtelberges das — Paradies verlegt. Und doch ist es so. Mag den Anstoß zu dieser Sage immerhin der Umstand gegeben haben, daß auch hier — angeblich sogar aus einer Quelle — nach den vier Himmelsgegenden vier Ströme (Main, Eger, Rab und Saale) auseinanderfließen, wie im Paradiese: so liegt doch noch mehr, liegt etwas Tieferes und Schöneres darin, und das ist die Liebe des genügsamen, armen Volkes zu seiner Bergheimat. Aber auch ein hochachtungsvoller Glaube an die Goldschätze, die verschwundenen in diesen Bergen, steckt in der Sage. Und warum nicht? „Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles“ — sagt Goethe. Klingt doch der Respekt vor dem Golde selbst aus den Bibelworten wieder, welche vom Paradiese sprechen: vom „Lande Hevila (Chavila), wo es Gold gibt, und das Gold ist vorzüglich, und man findet da auch seltenes Kraut und Edelstein“ — das Kraut „Bedolach“ und den Schohamstein! Nun, an Wunderblumen und Schätzen mangelte es in den „besseren Tagen“ des Fichtelgebirges neben den Steinen wahrlich nicht! Was Wunder, wenn das geplagte, arme Volk, von einem goldnen Zeitalter träumend und seiner aufs neue gewärtig und bedürftig, auch in sein Vierstromland das Paradies verlegte, und es dazu gleich mit den Besten und Geheimnisvollsten aller Zeiten, mit Salomo und Sibylla, mit dem Heiland und Karl dem Großen bevölkerte, hinter deren Namen die dunklen Gestalten Wodans und der alten Heidenwelt spuken? In der That, sie alle zogen und ziehen heute noch durch die schwermüthigen, weiten, schweigsamen Forste des „Fichtelberges“, wenigstens in der brütenden, fruchtbaren Phantasie des gern für sich hin spekulierenden armen Fichtelbergers, der noch heute in seine lieben Waldberge alles „hineingeheimnißt“, was er liebt und hofft.

Die Riesenleiber der beiden höchsten Berge sind besonders reich und schön mit den Silberfäden der Sage umspinnen. Wir knüpfen an diese, um nicht zu wiederholen, gleich auch andre schillernde Gewebe des Volksglaubens an.

Wer zum Schneeberg vom Tröbershammer aus gegen die Hochstraße hinaufsteigt, dem zeigt der Führer noch heute, nicht ohne eine Dosis Stolz und Ehrfurcht, das Grab der Fichtelgebirgs-Sibylla unter riesigen Granitblöcken, Farnkraut und Moos. Sie hat drüben unterm Waldstein im tiefen Forst um die Saalquellen gewohnt, und an die Sprüche dieser Sibylla Weiß glaubt das Volk noch heute fast lieber noch als an ihre Existenz. Der Mythos

der Sibylle ist wohl uralt und knüpft an die germanischen Seherinnen und Priesterinnen der Heidenzeit an; der Name der Anna Maria Weiß aus Ulm, die hier vor zwei Jahrhunderten in der Verwilderung und im Elend nach dem Dreißigjährigen Kriege die Fichtelberger getröstet oder auch — angeschwindelt haben mag, wurde der Sibyllensage vom jüngeren Geschlecht erst aufgenagelt, etwa wie die Krähe oder Weihe an das Scheimenthor.

So „hell“ auch der Fichtelgebirgler seinen Kopf sonst hält, so vertrauensvoll und beharrlich konzentriert er hundert alte Sprüche und die Lebenserfahrungen der Urbäterzeit auf das Zünglein seiner geheimnisvollen Sibylle Weiß, die ganze Generationen schon mit Weisheit und Trost aus Zukunft und Vergangenheit versah und noch versteht, wie einst die Egeria den Numa, wie die alte Sibylla Roms Jahrhunderte, oder wie Vergilius seinen Dante. Von der Sibylle Weiß' Können zeugt noch heute der Wacholder. „Einmal schritt sie über einen Steg von Wacholderholz, der brach und sie fiel in die Tiefe. Da fluchte sie dem Wacholderbaume, und seitdem kriecht er als niederer Strauch am Boden hin.“ Der Zauber ist aber wieder gebrochen. An der Felsgruppe, unter welcher ihre Reste vermoderten, wuchert heute, aufrecht wie zum Spotte ihrer magischen Kunst und Kraft, der von ihr verfluchte Wacholder zwischen den riesigen Felsen und Fichten; als einziger Schmuck der stillen, öden Stätte leuchten aus dem dunkelgrünen Moose die milchweißen, siebenteiligen Sterne der Dreifaltigkeitsblume (*Trientalis*); einer lieblichen, ganz eigenartigen und für das Fichtelgebirge charakteristischen Blume, die sich am Trinitatissonntage erschließt und — die einzige in Deutschland — so viele Blättchen zählt, wie die Woche Tage. Die große Stille des Sibyllengrabes stört nichts als das Hämmern des Spechtes, des Vogels Wodans, oder die Art des Holzhauers, der in den Stock drei Kreuze mit seiner Art einschlägt — zum Schutze vor dem Wodans- oder wütenden Heere, das um Mitternacht durch alle fränkischen Wälder braust, daß die stärksten Bäume stöhnen, und das noch im vorigen Jahrhundert zwischen Lampenau und Ludwigstadt den Studiosus Papst so verfolgte und abmattete, daß er vier Wochen danach starb — ein Opfer moderner Furcht vor dem alten Wodan und dessen Gespenstern.

Im ganzen Frankenwalde und Fichtelgebirge spielen überhaupt die Wunderblumen eine bedeutende Rolle. Unter andern groß ist die Johannisblume, das Kraut „Bedolach“ des Fichtelgebirgischen Edens: sie, die Arnika, heilt ja heute noch alle Wunden und Schäden und heißt deshalb mit Recht beim Kräuterweibe auch der „Wohlverleih“. Noch kräftigeren Segen führte die Johannisblume in der alten Zeit; da öffnete sie den Sonntagkindern wohl gar auch, wenn am güldnen Sonntag oder am Sankt Johannistag in Bischofsgrün zur Kirche geläutet wurde, den Weg in die Goldhöhlen des Ochsenkopfes: da hängt das Gold von allen Wänden wie Eiszapfen nieder. Kommt aber der Beglückte nicht vorm Ende des heiligen Evangeliums an das Tageslicht, so muß er darin bleiben. Es soll auch wirklich keiner mehr herausgekommen sein.

Am sogenannten „Baier“ fand auch einmal einer eine gar wunderschöne Blume. Als er mit ihr an den Schacht kam, öffnete sich das Thor zu einem weiten Gewölbe voll Fässern mit Getreide und Erbsen. Die steckte er in seinen Brotsack und machte kehrt, vergaß aber die Blume wieder mitzunehmen, weil eine Stimme rief: „Vergiß das Beste nicht!“ Da schoß hinter dem Laufenden

ein schwarzer Hund her; der Mann schüttet in der Angst die Erbsen wieder hin, die der Hund auffrißt. Zu Hause angelangt, klingelt noch etwas im Sacke. Er schüttelt ihn aus, und siehe da: „es rollen noch einige goldene Erbsen auf die Diele. Hätte er die Blume im Berge nicht vergessen, so konnte er überreich werden.“

Wer übrigens die Kräuter und ihre Zauberkräfte am besten kennt, ist kein anderer als der Specht, Wodans Vogel, der dem kundigen Ohre den Regen verkündet.

Wie überall, wo einst Bergbau blühte und wo der wertlose Glimmer oder das Raingold die Menschen bethört, zogen auch hier einst die „Benediger“, die „Welschen“ oder „Walen“, durch die felsigen Schluchten, um heimlich das Gold und Edelgestein fortzutragen, dessen Lage ihnen die Farbe der Bäume und Quellen, goldfarbige Schwämme und jene goldfleckigen Molche verrieten, die noch heute die Schluchten von Goldkronach und Baireuth („Salamanderthal!“) in Menge bewohnen. Solche Berggeheimnisse sind niedergelegt in den Walenbüchlein, deren noch welche erhalten sind, obwohl sie schon im 16. Jahrhundert von den „Benedigern“ alias „Walen“ Carnero, Berst und Grundello verfaßt sein sollen. Herr Bergingenieur L. Schmidt in Baireuth besitzt ein solches Walenbüchlein. In einem solchen steht z. B. folgendes Rezept für Goldsucher: „Berge, so mit der Spitze gen Mittag und mit dem Fuß gen Mitternacht stehen, als der Schneeberg, Schönbronnerberg, zeigen, daß sie mit Erz schwanger gehen, tragen der Erfahrung nach gemeiniglich Silber; deren Adern gehen gerade von Osten nach Westen.“

Ein anderes Rezept aus dem Schneeberg-Dahsenkopfgebiet lautet noch bestimmter: „Zu Bischofsgrün an einem Felsen steht ein Osterlämmlein gehauen; da räume das Moos weg und kriech hinein unter dem Lämmlein, so findest du einen mächtigen Goldglanz, gibt arabisch Gold.“

Man darf nicht übersehen, daß 1530, zur Zeit, da diese Walenbüchlein entstanden, schon längst rings um den Schneeberg und Dahsenkopf auf Gold, Silber, Zinn und Blei gebaut wurde, daß also damals die Habgier wie die Phantasie der Anwohner aufs höchste erregt und um so leichter dem Aberglauben und dem Schwindel zugänglich waren! Doch brachten die Walenbüchlein bisher ihren Besitzern trotz des Lehrcurses im Goldfinden keinen merklichen Segen. Einen Rothschild machte wenigstens das Gold noch aus keinem Fichtelberger, und zum goldenen Hort der Frankfurter Juden tragen ganz andre Kurzbüchlein als die der Walen bei, und speziell mehr die heutigen Lombarden als jene alten — Benediger. Nebenbei bemerkt, ist es doch nicht so ganz gewiß, ob man die Heimat unsrer „Walen“ und „Benediger“ zwischen Wallis und dem Adriameer zu suchen hat. Die ersten Bergbauer des Fichtelgebirges und Deutschlands waren die hier wohnenden Slaven, welche „Winidi“ (und daher vielleicht Benediger) in den ältesten Urkunden und Ortsnamen Oberfrankens heißen. Ja, Herr v. Baumer verknüpft mit den Walen sogar das Volk der Wallen des alten Plinius: wilde Leute, die nach diesem Forscher nichts als Gold graben: *indomitae gentes, qui auri tantum metalla fodiant!*

Diese Walen, die alten sagenhaften Bergbauprofessoren, hat die Sage vielfach zu Zwergen oder „Hankerln“ zusammenschrumpfen lassen. Sie wohnen im „Zwergloch“ bei Selbitz, im Zeitlmoosweiher bei Wunsiedel, an Waldstein und Kößfeine, in der „Hankerlgrube“ am Steinwald, am vierthöchsten Berge des Fichtelgebirges, wo sie ihr glitzerndes Gold hüten vor der Menschen Gier und Roheit.



Auch auf dem Waldstein, der Luisenburg und vor allem auf dem Ochsenkopfe im Schacht- oder Schneeloch hart am Gipfel schimmert jede Ritze goldig und gibt den natürlichen Anlaß auch zu der Sage vom verwunschenen Golde. Wer nämlich die im Dunkel vom Leuchtmoos glühende Erde oder Steinplatte ans Licht der Sonne bringt, sieht statt des Goldes nichts andres als eitel — Schmutz und taubes Gestein. Man denke nun, daß einer den Goldglanz sieht und greift und doch nichts in der Hand hat, als etwas klebrig sich anfühlenden Humus oder Stein, und das im Zeitalter, wo in allen Köpfen noch der Glaube an Hexerei oder doch an die Verwandlung der edlen Metalle fest saß! Ehe die Botanik das Rätsel wenigstens den Gebildeten löste, gab es sicher nichts, was dem Glauben an flüssiges, verborgenes und verwunschenes Gold mehr Halt gewährte, als der goldgrüne Schimmer des Leuchtmooses. So liegt auch nach Carneros Waldbüchlein ein Goldschatz in der Lux- oder Luisenburg, wo heute noch der Fremde auf das Leuchtmoos aufmerksam gemacht wird. Ähnlich verhält es sich mit den versunkenen Schätzen, welche die Sage im Epprechtsteiner und Lauensteiner Schloß und hinter den Doppelwällen des Grünbergs bei Stadtsteinach verborgen hält. Allerlei weiße Frauen, schwarze Hunde und sonstige Gespenster halten Wacht über die Schätze, mit deren Hebung die unheimlichsten Gefahren verbunden sind. So sah einmal bei Marktschorgast eine Frau, die mit ihrem Kinde Beeren sammelte, einen weiten Eingang in die Erde. „Neugierig stieg sie hinab, und drei weiße Jungfrauen (Elben oder Elfen) traten ihr in der von Gold und Edelsteinen glitzernden Höhle entgegen. Sie erlaubten ihr zu nehmen, was sie mit einem Griffe fassen könne. Aber die Habsucht verblendete das Weib; sie machte drei Griffe in die Goldhausen und sprang dann schnell zur Höhle hinaus. Hinter ihr fiel krachend die Thür zu. Aber sie hatte in der Hast ihr Kind vergessen, und als sie es holen wollte, war jede Spur von der Höhle verschwunden. Da härmte sie sich ein Jahr lang. Am nächsten Johannistage ging sie wieder in den Wald; da stand wieder die Pforte offen, und als sie eintrat, fand sie ihr Kindlein frisch und blühend wieder. Diesmal achtete sie der Schätze nicht, sondern faßte ihr Kind und trug es eilends wieder ans Tageslicht.“

Diese Jungfrauen samt ihren Hunden sind wohl die „letzten Mohikaner“ — man verzeihe das Bild — aus Wodans Gefolge, fagenhafte Schatten von Walküren, von der Frau Holle oder der Berchta. Das Gold aber, das verwunschene, der gierigen Hand stets entschwindende, lockt die Abergläubischen noch heute aus den dunklen Klüften als Leuchtmoos an.

Im Ochsenkopf schlafen gar berühmte alte Herren — der weise Salomo und Karl der Große. Ehe der schicksalsmächtige Herrscher des Orients starb, vertraute er testamentarisch die Sorge um seinen Leib sechs weißen Ochsen an. Die sollten seine Leiche auf silbernem Wagen ziehen und ohne Führer des Weges gehen. So zogen denn die Tiere dem alten Paradiese, dem Eden zu, wo vier Ströme auseinander fließen, nach „Hevila, wo man Gold findet“, und hielten endlich auf dem Ochsenkopfe an vor einer Kirche mit goldenen Altären. Aber Kirche, Wagen und Sarg sanken hinunter in die Tiefe des Berges. Dort schläft nun Salomo, bis die Zeiten so schlecht werden, daß er selber mitkämpfen muß.

Gegen wen aber König Salomo, dem sonst die heilige Urkunde keine besondern kriegerischen Heldenthaten nachrühmt, wohl noch kämpfen muß? Da

die altfränkische Sage noch nicht an Antisemiten denken konnte, so wird der weise Salomo weder diesen noch ihren Gegnern in den Rücken fallen. Er wird vielmehr dem Kaiser Karl, dem gewaltigsten Kaiser des Occidents, der gleich ihm in den Goldhallen der weiten Berge schläft, gegen den Antichrist zu Hilfe kommen. Die Sibylle Weiß, die über der Seelohr drüben unterm Haberstein begraben liegt, hat uns auch die bösen Tage schon verraten, wo der Antichrist Gewalt hat: sie kommen mit der Übervölkerung (so wenigstens erklärt sich am einfachsten und natürlichsten die Sage), oder, mit der Sibylle gesprochen: „wenn alle Wege und Stege zu Wies und Feld umgewandelt sind.“ Dann tritt Kaiser Karl aus den Goldhallen des Dohentopfes und sammelt die Gläubigen wider die Heiden. Bei Teuschnitz im Frankenwalde, am „Gerichtshügel“ oder am alten Richtplatz, „wo noch vor wenigen Jahrzehnten ein turmähnliches Blockhaus stand“, beginnt ein langes schreckliches Ringen mit den Ungläubigen, die vom kalten finstern Norden herkommen. Der Antichrist oder Heidenkönig füttert sein Pferd auf dem Altare in der Kirche zu Teuschnitz, die Stadt wird verbrannt, das Blut der Erschlagenen treibt vier Tage lang die Wiesenmühle unterhalb Teuschnitz! Endlich erschlägt den Herrn der Heiden „ein Weib mit einem Waschbläuer“ (oder Schlägel zum Wäscheklopfen). Dann kommt der große Friede, nur ein König wird der Oberherr aller Völker. (Der nach dem loyalen Frater Hilarius Fentsch kein anderer als sein Landesherr, der König von Bayern, ist.) „Mittlerweile aber sind durch den Krieg der Männer so wenige geworden, daß sich neun Weiber um eine Mannshose prügeln.“ Barbarossa, der den Untersberg verläßt, wenn sein Bart siebenmal um den Tisch gewachsen, und dann auf der Walser Heide Deutschland rettet, bringt die goldene Zeit dem deutschen Volke; Karl der Große bringt sie der ganzen Christenwelt. Die Sehnsucht des zertretenen und zerrissenen deutschen Volkes nach besseren Tagen, nach Einheit und Wohlstand, nach Ordnung und Macht, hat diese gewaltigen Sagen geboren, deren Flügelschlag um den Kyffhäuser, um das Fichtelgebirge und um den „hohen Thron“ oder den höchsten Gipfel des Untersberges bei Salzburg so vernehmlich rauscht, daß ihn die ganze deutsche Welt seit Jahrhunderten voll Sehnsucht als einzigen Trost vernahm. Ob in dieser Sage von der Teuschnitzer Heidenschlacht, zu welcher die Feinde des Guten von Mitternacht heranziehen, wirklich, wie es Herrn Fentsch annutete, ein Ton an die Mythe der Götterdämmerung gemahnt, wer will es entscheiden? In der Sage mischen sich die Elemente so bunt durcheinander, wie in der Werkstatt der Träume und wie in der Küche der Weinsälscher.

Neben den mythischen Überresten sind auch manche Riesensagen im Fichtelgebirge zu finden. Übrigens haftet die Sage von Riesen und Ungeheuern immer an wilden schlucht- und höhlenreichen Berggegenden. Die Riesen traten die Thäler ein, wenigstens in der Geologie des Volkes. Je mehr Höhlen, je mehr Ungetüme. Die Sage hat doch ihren Gehalt: im Jura waren ja die Ungeheuer in Menge da, und die Riesentiere der Diluvialzeit lebten auch in Deutschland noch neben den Ureinwohnern. —

Nach einer Legende soll draußen im Baireuthischen bei Forchheim Pilatus, der Landpfleger über Judäa, geboren sein —

Vorchemii natus est Pontius ille Pilatus,  
Teutonicae gentis, crucifixor Omnipotentis. —

Aber im weiten Tann des alten Fichtelberges wanderten Christus, der Herr, selber und Sankt Peter umher. Noch heute zeigt auf dem Herrgottstein beim Hendelhammer, zwischen Thierstein und Selb, das Volk die Eindrücke von Rücken und Ellbogen des Heilands, als er dort, ein Palästina-Müder, ein Stündchen süßer Rast pflog.

Dieselben heiligen Wahrzeichen schmücken auch einen Stein bei Markt-leuthen; nur saß dort rückwärts auch noch ein anderer, der ††† Gottseibeimus, der auch ein Loch im Stein hinterlassen hat. Sie trafen sich im Fichtelgebirge beide öfters: so führte der Versucher unsern Herrn einmal auf die mit wunder-voller Fernsicht gesegnete Kösseine, zeigte ihm alles Land und wollt' es ihm auch alles schenken: alles — „nur Nagel, Ebnath und Reichenbach nicht“. Denn diese Nachbardörfer waren des „Teufels Leibgeding“, sie besaßen wohl schon anno dazumal eine „schwarze Bande“ wie heute, wo ihre Armenhäusler hundert Großhändler prellten und die Akten der bayerischen Kriminaljustiz wundervoll bereicherten. Ob diese Wanderungen von Christus im Fichtelgebirge nicht wohl so entstanden sind, daß der christliche Priester, wie dem heidnischen Festtag den christlichen, so auch den Wanderungen Wodans solche des Heilandes unterschoß?

An Teufelsagen fehlt es dem Fichtelgebirge auch sonst nicht; sind doch in der Sage die Teufel so gemein wie die Brombeeren. Am Teufelsberge bei Hof zeigt man noch die Fährte des teuflischen Pferdefußes, der gewaltig eingestemmt werden mußte, um bis zum Studentenberg hinüberzuspringen. Sonst tritt der Teufel hier als große Raze auf, wie zu Bamberg, oder gar als — Badergeselle. An solchen Teufelsagen aber, aus denen unsre altdeutschen Göttermynthen vor das Auge des Wissenden treten, ist nichts mehr vorhanden.

Lieblich naiv ist eine Mariensage des katholischen Oberfranken. Früher wuchsen die Kornähren am Halme ganz bis zum Boden hinab. Wie aber die Menschen immer schlechter wurden, so wollte der liebe Gott die Ähren ganz abstreifen. „Da trat die heilige Maria hinzu und bat, er möge nur die „Köpla“ für die Hühner und „Käpla“ stehen lassen. Der himmlische Vater willfahrte, und so sind die „Köpla“ oder die Ähren auf uns gekommen.“

Slavisches und germanisches Heidentum kreuzte sich im Fichtelgebirge vielfach. Erst schob, im 7. und 8. Jahrhundert n. Chr., der Wende den Deutschen hinaus, dann ging's wieder umgekehrt. Berg und Thal erzählen noch heute gar laut davon: von der Slavenezeit stammen alle Namen auf „— itz“ und „— las“ und „— ast“, von der germanischen alle auf „— grün“ und „— reuth“.

Beide Völker ließen sich erst spät mit harter Mühe zum Christentume bekehren. Bis ins 9. Jahrhundert opferten sie auf den Gipfeln ihrer Berge, vom undurchdringlichen Forste verborgen. Ihre Opferstätten aber sind noch in den Bergnamen, wohl auch in Spott- und Heiligennamen der Nachwelt bekannt geblieben. Die alten Germanen, Narisker oder Hermunduren — wer weiß das Richtige? — verehrten ihren Wodan und seine Asen im Walde; noch heute erinnern der „Heiligenwald“, das Holzweib, die Holzfräulein, die Holz-hunde, das Wütenheer, an Wodans Sitz und Hierarchie. Und Karl der Große und die Seinen im Ochsenkopfe — ob das nicht auch den alten Wodan und sein Götter- und Heldenheer zu bedeuten hat?

„Auf dem Fahrenberge sieht man im Fichtelgebirge einen König vorm steinernen Tische sitzen, um den sein Bart schon zweimal gewachsen ist; seine

Füße ruhen auf einem Hunde, während ein zweiter vor der Thür Wache hält . . . Ein Vogel fliegt um den Berg, so oft der Bart seines Herrn wieder um den Tisch gewachsen ist, und schaut, wie die Sachen in der Welt draußen stehen, und bringt seinem Gebieter davon Nachricht . . . Mit ihm lebt ein großes Heer im Berge; er übt es oft in den Waffen, und damit man den Lärm nach außen nicht vernehme, entsteht jedesmal arges Donnerwetter. Ist der Bart dreimal um den Tisch gewachsen, dann bricht der König aus dem Berge hervor zum letzten Streite.“ Wo der Fahrenberg liegt, ist ungewiß; gemeint ist wohl die Farnleiten überm Fichtelsee. Hunde, Vogel, Heer und besonders das Donnerwetter verraten, daß Wodan der König ist, an dessen Stelle spätere Zeiten den Barbarossa gesetzt haben. Noch heute sagt beim Gewitter das Volk in Franken: „draußen ist Gott, der zankt.“

Aus dem Wodans- oder Wütenheere ist mit naheliegender Begriffsverschiebung das „wütende Heer“ geworden, das im Fichtelgebirge wie in allen deutschen Gebirgen stille Gläubige noch besitzt. Wodan oder der nach ihm umgedichtete Wilde Jäger führt es mit schwarzen Hunden unter Feuersprühen und Sturmesbrausen im Wirbel- oder Trudenwind durch den ächzenden krachenden Forst. Mitunter — damit auch hier das Weib nicht fehlt — aber ist es auch die Frau Holle oder Hulda, die Winds- oder Wodansbraut, welcher die furchtbare Gespenstermeute nachbraust. Fast weniger dem Menschen als den armen „Holzweibla“ — grauen Zwerginnen des Waldes — wird das wütende Heer gefährlich. Diese Holzfräuleins gelten den Bauern für fromm, das „Wütende“ hält er für den Teufel, der die Frommen vernichten möchte. Der eigentliche Sinn aber deutet in graue Fernen zurück, in uraltes Heidentum. Wodan, der nachts die nebelgrauen Zwerge verfolgt: das ist der uralte Mythos, daß die Wodansippe, daß die lichten Asengötter eine schwächere Götterwelt, die Nibelungenzwerge der nächtlichen Tiefe, beraubt und verfolgt haben. Das ist die uralte Sage der Edda, die auch Richard Wagner so meisterhaft seiner urdeutschen Nibelungenschöpfung untergelegt hat. Welch eigentümlicher Zufall, daß die alten Nibelungegeister, welche, solange das Volk im wilden Walde des Fichtelgebirges hartnäckig und zäh festgehalten hat, zu Bai-reuth an der Hohenwarte, am Fuße des immer grünen Fichtelberges, eine glänzende Wiedergeburt, durch einen neuen Zauberbesang verherrlicht, feiern dürfen!

Vor dem Wütenheere flüchten die Holzzwerge (diese verhunzten Nibelungen), Schutz suchend und Schutz findend, hin zum Zeichen — und jetzt tritt die christliche Zudichtung an die Sage heran — hin zum Zeichen eines noch Gewaltigeren, hin zu jenen Baumstrünken, in welche der Holzfäller drei Kreuze einschlägt: und das geschieht heute noch, namentlich im Frankenwalde. Die alten Holzfräulein vergelten den Holzhackern dies Asyl mit allerlei Liebesdienst; namentlich gern, wie manche Dorfsibyllen noch heutigen Tages, trieben sie — Pfluscherei mit Bibernell und Baldrian; so rieten sie den Leuten zu Staffelbach:

„Eßt Binellen und Baldrian,  
So geht euch die Pest nicht an!“

Das Zwergenvolk führt auch Verirrte wieder auf den richtigen Pfad, mit allerhand weisen Lehren; so sagten sie in Wohnsgehaig zur Schächtelehbäuerin:

„Reiß' nicht aus einen fruchtbaren Baum,  
Erzähl' keinen nüchternen Traum!“

Daß der Zwerg den Holzfäller und die Seinen bei Nachtzeit sicher aus dem Walde bringt, sicher auch vorm Wütenheere, das ist ein Zug, der bei Goethe, wohl sicher als ein Andenken aus der Sage des hercynischen Waldes, wiederkehrt: den grauen Waldzweig wandelt unser Dichterkönig, in der lieblichsten aller Balladen, zu niemand anders um als zum Kinderfreund — zum alten getreuen Eckart.

Daß aber den Menschen, der dem wilden Jäger unterkommt, der Unhold doch mitunter zu Tode hegt, das beweist dem Leser jener schon früher bei der Sibyllensage erwähnte Student Papst, den dasselbe Leiden tötet, wie den Knaben im Erfkönig. Ist der wilde Jäger kein anderer als Wodan mit seinem Gefolge, so ist Goethes und der Scandinaven Erfkönig auch von gleicher Abkunft. Wettern oder Schatten dieser interessanten Gespenster sind auch jene zauberhaften Ritter, welche zu den Schmieden des Fichtelgebirges kommen, und in Bischofsgrün die Buckel der Rüstung aushämmern, oder die Pferde im Ochsenkopfe drin beschlagen lassen. Der Schmied, der's wagt, bleibt im Berge oder kommt als alter Mann erst wieder heraus. „In der Christnacht, während der Metten, hört man am Schneeberge noch den Schall des Hammers.“

An Wodan oder eigentlich an seinen in der Sage gänzlich mit ihm verschmolzenen Sohn, Donar, den Donnergott und seinen Hammer, erinnert auch im Fichtelgebirge der gewaltige Respekt vor seinem Wirken, vorm Gewitter. In Gefrees fielen, um den Herrn der Donnerkeile zu versöhnen, die Leute auf die Kniee. In Selb und Weißenstadt waren „Feuerkugeln“ noch in diesem Jahrhundert in die Gebäude gemauert, um diese vor Donars Keilen zu schützen; das sollen den Leuten freilich die — Zigeuner gelehrt haben: wohl nur Lesart für die alten Heiden. Truden (Druiden) und Hexen (Hagedisen) necken hier noch bis zum heutigen Tage hin und wieder ihre Gläubigen im katholischen wie im protestantischen Teile des Volkes: in sie wandelte das Christentum die alten Seherinnen (Weleda!) und Priesterinnen des alten germanischen Wald- und Götterkultus um. In Stadtsteinach buttern die alten Hexen; sind sie dabei nackt, so gibt es mehr Butter. Sonst machen sie lieber die Gewitter, und nicht nur bei uns, sie verstehen diese Kunst von Schottland und Schweden bis zum Gotthard und Brenner.

Die Göttinnen des altdeutschen Heidenglaubens leben ja gleichfalls hier noch fort. Die Hulda oder Holle, die Bertha oder Bercht, die Runen und die Hel klingen aus Sagen und Namen wieder.

Wenn z. B. ein alter Spruch sagt:

„Sprach Jungfrau Hille,  
Blut stand stille“,

so erkennen Benz und andre Altertumsforscher hierin die Walküre Hilda, die Blut vergießen und wieder stillen kann. Zu den heulenden Kindern sagt man im Fichtelgebirge und im Mistelgau: „Sei still, sonst kommt die Berthe!“

Wo Jungfrauen Schätze hüten, und eine ist davon schwarz, oder doch halb-schwarz, so klingt das an die Todesgöttin, die Hel, auffallend an. Während die öfters wiederkehrende Dreizahl der sagenhaften Jungfrauen an die Nornen erinnert, mag der Brunnenkultus an den Mythos jener Hela mahnen, „die unter der Esche Ygdrasil wohnt, an deren Wurzeln die heiligen Brunnen rauschen.“ Noch heute zielt man im Fichtelgebirge bis ins Hummelland heraus am Osterfeste

die Brunnen mit Tannenkränzen, Blumen, Maien (jungen Birken) und bunten Bändern. Bezeichnend ist, daß die dunklen Pässe und Thalschluchten um Steben, Weißenstadt, Kaiserhammer, „Hölln“ heißen — d. h. wohl als Zugänge zur Höl, denn von der christlichen Hölle werden die Zeitgenossen jenes Bischofs Venantius Fortunatus, der um 568 unter den Franken lebte und noch deren *barbara runa* oder Mysterien kannte, noch nichts gewußt haben, um jene Schluchten danach zu benennen.

Auf dem Waldsteine, oder dessen „Schüssel“, und auf dem Rußhart, wo man noch die eingehauene Opferschale sieht, und auf dem Köslar, gegenüber dem Bernecker Schlosse, brachten ehemals die Heiden ihren Göttern Opfer.

Dies deutet man als einen Rest des slavischen Kultus. Den Ortsnamen Köslar oder Köstler leitet man ab vom slavischen Kostel oder Tempel. Das benachbarte Rimlas soll „Donnerwald“ (*h'rimi* und *las*) bedeuten. Da hätten wohl Slaven den germanischen Donar verehrt und slavisiert? Auch der Dschaberg und der Dschenkopf selber erinnern angeblich an den slavischen Donnergott *Dž* oder *Dsch*, vielleicht auch nur an „ossag“, d. h. steil.

Man sieht, wer Frankenwald und Fichtelgebirge durchwandert, stolpert nicht nur über die Trümmer von dreißig Felsarten, sondern auch auf Schritt und Tritt über die Trümmer der untergegangenen altdeutschen Welt.

**Geschichtliche Rückblicke.** Wie ist es wohl gekommen, daß heute in und am Fichtelgebirge eine so ausgeprägte Verschiedenheit der Dialekte, der Physiognomien, der Denkweise und sogar der Beschäftigungsarten, man darf wohl sagen: im engsten Raume nebeneinander beobachtet wird? Man sagt wohl mit Recht, die Bodenverhältnisse, die Geschichte, die Religion haben das hervorgebracht. Und bereits im zweiten Teile dieses Werkes (S. 191—206) sind diese Verhältnisse für ganz Franken, für das ganze Maingebiet in ganz zutreffender Weise auseinandergesetzt.

Speziell für das Fichtelgebirge und den Frankenwald sei aber noch einiges nachzuholen hier gestattet. „In der Mitte des deutschen Landes, ja fast Europas gelegen“, erhebt sich von Südwest bis Südost hinüber, vom Tiefland umsäumt, das Fichtelgebirge: ein Granitkern, umschlungen von einer wahren Musterkarte jüngerer Gesteine. Von zwei sich rechtwinkelig schneidenden Erhebungssystemen — nämlich dem vom Brocken bis nach Passau ziehenden eigentlichen hercynischen und dem von Kronach bis Schlesien reichenden sudetischen — nach Kreuz und quer gefaltet und zerschnitten, ist es auch die Wiege und Wasserscheide von vier Strömen: Main, Eger, Rab und Saale, die nach West und Süd, nach Nord und Ost hinaus, durch Franken, Pfalz, Böhmen und Sachsen eilig weiter rauschen, größeren Brüdern zu und mit diesen vereint: „hin zum Vater Ozean“.

Zugleich die Wiege des deutschen Bergbaues und zugleich eine vielbegehrte Völkerscheide, an welcher im Kampfe ums Dasein Reste aller hin- und herwogenden Völker kleben blieben mit Merkmalen, welche ein Jahrtausend trotz seiner nivellierenden Kultur noch nicht ganz verwischen konnte — so ist das Fichtelgebirge viel weniger durch Höhe oder Umfang (nur 47—50 □ Meilen) als durch seine Lage für Deutschland von Bedeutung geworden, und so kam es auch zu einem unvordenklichen, etwas mythischen Nimbus: „ein Glanz aus alten Tagen erleuchtet ihm die Nacht.“

Heute freilich ist es hier gar still und friedlich; die malerischen Felsgebilde, die tiefen, quellenfeuchten Schluchten, vom würzigen Hochwald überschattet, ziehen aus der Fremde mehr die forschenden Geister und die sinnigen Gemüter an; über die taufrischen „Lohen“ von Weißenstadt und Wunsiedel stürmen statt mordlustiger Sorben, Hussiten und Schweden willkommener Sommerfrischgäste; am Main, an der Selbitz und Ölschnitz trinkt kein Barbarenfürst mehr aus Feindeschädeln Met, sondern holde Damen nippen hochfeines „Braunes“ zu den letzten Forellen. In jeder Hinsicht anders erscheint das freundliche Bild der Gegenwart gegenüber den wilden und kriegerischen Ereignissen, die sich auf diesem Gebiete vor Jahrhunderten abspielten, und gerade um die alten Steinfluppen des Fichtelgebirges brandeten so oft mit blutigem Schaume die Sturmestwogen der Geschichte.

Denn so verschrien auch dieses Stück des Hercynischen Waldes war — „terra horrida paludibus foeda“, d. h. ein „schreckliches, von Sümpfen starrendes Land“, hieß es bei den Römern — so lockte doch schon damals viele kriegerische Fürsten und Helden, wohl mehr noch als das reichlich vorhandene Erz, jenes System von kreuz und quer gangbaren Bergpässen, über die man ebenso bequem in besseres Land einbrechen, als sicher vorm Feinde wieder in natürliche Festen entinnen konnte. Immer blieb das Fichtelgebirge hochgeschätzt von Freund und Feind, von Armins und Marbods bis zu Karls des Großen und Ziskas Tagen, von Albrecht Alkibiades, dem heimischen, bis zu Napoleon, dem fremden Raubfürsten.

Welche Blutbäche sind hier geflossen, bis diese Berge vom Kornberg bis zum Ochsenkopf und Sophienberg nicht nur die Wässer, sondern auch die Menschen, die Sprach- und Glaubensweise so schieden, wie sie heute erscheinen!

Aber auch schon dem mittelalterlichen Handel mit Salz, Erz und Getreide mochten die vier Ströme und die Pässe als Wegweiser gedient haben. Wer sie gewann, gewann auch an Sicherheit und Macht. Da drängte Volk auf Volk hinein, wenn auch kein Lied mehr die Schlachten und Helden nennt. Nur in einigen großen Strichen sei die Landesgeschichte berührt; es ist aber ein etwas verworrenes Geschichtsbild, da in den übrigen deutschen Gauen wohl nirgends die Bevölkerung so bunt zusammengestoppelt ist, wie die oberfränkische. Wenn Cäsar und Tacitus glaubhaften Traditionen folgten — und sie scheinen nüchterner im Glauben zu sein als Plinius und Herodot, die heutigen Tages wieder so sehr zu Ehren kommen — so wohnten auch hier in Oberfranken zuerst die unvermeidlichen Kelten, welche dem „Main“ als dem „Schlangensflusse“ seinen bleibenden Namen seiner gewaltigen Windungen halber erteilten. Die Kelten sollen von hier durch die helvetischen Stämme (die Urväter der heutigen Schweizer) und diese wieder durch die Sueven hinausgeworfen worden sein, so daß also eigentlich schon vor Christi Geburt mit noch mehr Recht als in unsern Tagen von einer „Fränkischen Schweiz“ zu reden gewesen wäre.

Lichter wird es, als die Römer an die Eroberung des südwestlichen Deutschland gingen. Daß sie selber nie ins Fichtelgebirge und den Frankenswald kamen, steht fest. Aber auch darüber, daß zur Zeit des Kaisers Augustus, als im Orient der Stifter einer neuen Religion geboren wurde, im Frankenswald und Fichtelgebirge die Hermunduren, die Bluts- oder Adoptiveltern der Thüringer, saßen, sind unter den römischen Geographen und Geschichtschreibern

— andre Quellen gibt es ja nicht — wenigstens Strabo, Dio Cassius und Tacitus in seltener Übereinstimmung. Später, nach Armins und Marbods Tagen, schlugen die Hermunduren (im Jahre 59 n. Chr.) sich mit den Ratten (den späteren Hessen) um die Kissingener Salinen herum. Noch später drängen sich von Nordosten her suevische (schwäbische) Stämme übers Fichtelgebirge nach Südwest durch, die mit den Hermunduren in einem Bunde, dem Alemannischen, Rettung gegen die gleichfalls von Nordosten her nachrückenden Burgunder suchen; möglich, daß in jenen Tagen ein Teil der Hermunduren selber aus Oberfranken nach Westen und Süden hinausgetrieben wurde.

Tacitus erwähnt ferner in seiner Germania, daß südöstlich an die Hermunduren die Narister stießen, welche das Wunsiedler Land und die anstoßende Oberpfalz innehatten. Und hier — in den scharf abgeschlossenen Kessel- und Thallandschaften zwischen dem Fichtelgebirge, Jura und dem bayerischen Walde bis zur Donau hinab — lag nun ein Stauungspunkt für die Wogen der Völker, welche endlich, einmal in besseren Wohnsitzen sesshaft, reich und nach Römer- und Griechenart kulturfähig zu werden trachteten.

Gleichviel, wer alles im 4. und 5. Jahrhundert das Naristerland überschwemmte — genannt werden Quaden, Goten, Thüringer, Bajuwaren, Slaven und Franken — gewiß hat jede dieser Völkerwellen einen Niederschlag, d. h. einen Rest von neuen Ansiedlern, hier hinterlassen: gerade hier im Wunsiedlerland und in der Oberpfalz trägt deshalb das Volk (wie Fentsch sich ausdrückt) „das Mischlingsgepräge noch heutzutage am unverkennbarsten an der Stirn.“

Anderß in der Zentralgruppe und im bayrischen Vogtlande. „Hier ist im 5. Jahrhundert festes Thüringer Reich. Es reichte über das Fichtelgebirge hinaus bis an den fränkischen Landrücken.“ Man weiß, daß diese Thüringer, die Nachfolger der burgundischen Herrlichkeit, sogar die Römerfeste in Passau herannten. Naß und Regen sind beim „Geographen von Ravenna“ thüringische Flüsse, und Venantius Fortunatus berichtet ähnliches. Eine Reihe von einzelnen Zügen gemahnt im Fichtelgebirge und Vogtlande (wie unser Fentsch findet) noch jetzt an die thüringische Verwandtschaft: „Viele Lokalbezeichnungen der Gruppe finden sich am Harze wieder (Frankenberg, Schneeberg, Lichtenberg, Langenau); bei Warmensteinach unterm Ochsenkopf ist eine Kuppe, welche den Namen „Thüringer Berg“ führt; an den Harz erinnert manches in Sitte und Gebrauch des Fichtelbergers, und das Idiom vom Vogtlande südwestlich herab (bis in die mittelfränkische Keuperebene) klingt unverkennbar näher an den thüringischen als den ostfränkischen Dialekt. Die entschiedenste Dialektgrenze aber, nahezu ohne allen Übergang, trennt das Vogtland vom Sechämterbezirke und liefert den Beweis uralter Stammesverschiedenheit.“ Der Lauensteiner, nördlich vom Kennsteig, spricht und denkt noch heute anders wie sein Nachbar in Buchberg und Steinbach, ein Stündchen südlich vom Kennsteig; ja noch mehr: der Steinbacher spricht das rauhe Bamberger Fränkische, aber eine Stunde weiter östlich sein Nachbar in der Langenau hat wieder die weichere singende thüringische Mundart; und wenn da z. B. der Bauer vom Dorfe Grund in den hart anstoßenden Markt Nordhalben geht, so sagt er gar: „ich muß 'nüber nach — Franken.“

Doch sehen wir zurück zum alten Thüringer Reiche. Diesem rückten gar bald schlimme Feinde auf den Hals: von Westen her die Franken Chlodwigs



und der Merovinger; von Nordost her, zuerst als Bundesgenossen der Franken — seit dem 5. und 6. Jahrhundert, zunächst von der Oberelbe, indirekt aber von den Karpathen her — die slavischen Stämme der Sorben und Wenden (Sorabi, Veneti und Parathani). Während die Thüringer mit den Frankenkönigen vergeblich um ihre Selbständigkeit rangen, fielen ihnen über die Eger- und Rabpässe, in das Fichtelgebirge und um dieses südlich herum sich drängend, die Sorben in den Rücken. Weniger im eigentlichen höheren rauheren Fichtelgebirge, wo sich die Thüringer doch leichter behaupten konnten, als in den anstoßenden Terrassen: oder im Frankenwald, im oberpfälzer und baireuther „Unterlande“, bis zur Wörnitz, Regnitz und Misch hinaus, stoßen wir auf die eigentümlich oval, halbkreis- oder kreisförmig angelegten Dörfer, wie Förttschendorf u. s. w.; dann auf jene Ortsnamen, welche auf „-itz“ und auf „-gast“ ausklingen oder welche mit „chulm“ und „ost“ oder „osch“, mit „del“, „gör“, „les“ oder „las“, mit „kem“ oder „treb“ als einer Stammsilbe zusammengesetzt sind, und welche heute noch als unabweißbare Zeugen der slavischen Ansiedelung dastehen. Der Deutsche nennt seine Ansiedelung gern nach seinem Namen (Arbing „bei den Aribos“, Gozzing oder schwäbisch: Gundelfingen u. s. w.), oder auch nach seiner Arbeit beim Ansiedeln (Baireuth oder Baier-Reuth [Ausrodung], Mönchsrot, Stockenrot, Pleosen = Blähosen — bei dem man Eisenerze röstete — Sommershau u. s. w.); oder er nennt selbe nach dem Hause (Steinhaus, Neuhaus, Neuhausen, Steingaden, Sandhäuser, Lachenhäuser); öfters auch nach der Tierwelt, den Bewässerungs- und Vegetationsformen der Siedlungsstelle (Eulenlohe, Bärenfink, Auerbach, Ellbach, Steinwald, Haag, Steinsach, Lindenhard, Schnabelweid, Waldstein, Ritzbühl, Hochsilzen, Zeilmos, Langenau, Breitengrün), oder auch er komponiert Örtlichkeit und Namen (Bettelmansgrün, Gottmannsgrün, Epprechtstein, Eckersdorf, Boitsumra = Boitsommerau). Dagegen der Slave nimmt gern Flächenart, Höhe und Tiefe, nimmt Farben, Licht und Schatten zu seinen Namen: Tschirn ist dasselbe wie czerny, herciny, czorny oder schwarz; Görä und Gera kommen von gerawa = aufwärts, Döhla von delaw = abwärts oder dem verwandten dolina = Thal, chulm und gora (= steiler Hochpunkt) in Chulmah oder Kulmbach, in Culmiz, Kaurndorf; kem und treb = steinig in Kemlas und Trebgast: „und selbst“ — schreibt Hartwig Peetz sehr zutreffend — „selbst die späteren antinationalen Ansiedelungen des Deutschen unter den Wenden (am limes Sorabicus unsres Fichtelgebirges u. s. w.) finden wir noch mit dem bezeichnenden slavischen Namen, z. B. Nemtschka (= Deutschenau), Nemtschenreut. Letzteres Wort zeigt auch, daß manche Namen von Örtlichkeiten aus deutsch und slavisch gerade so sich zusammensetzen, wie in Kärnten und Syrien und sonst im östlichen Deutschland. Von Keltennamen kann wohl nur blutwenig übrig geblieben sein. Zwar deutet unser größter deutscher Keltolog Dr. Kaspar Zeuß, welcher am 22. Juli 1806 in Vogtendorf bei Kronach geboren ist (gestorben 10. Nov. 1856), sowie ein anderer trefflicher Mitarbeiter im prähistorischen Oberfranken, Herr Pfarrer Engelhard, manches mit Glück nach keltischen Wurzeln. Doch ist ihnen entgegenzuhalten, daß wenigstens die Ortsnamen sicher nicht in der Nomadenzeit, sondern erst in der Zeit der Sesshaftmachung auftauchen konnten! Wenn man z. B. die so sehr zahlreichen Endsilben von Dörfern im Frankenwald auf „-grün“ im keltischen Sinne mit „-hügel“ deuten will,

so steht dem außer dem Gesagten auch das entgegen, daß auch ihre Vorfahren fast alle gute deutsche Namen sind. Wahrscheinlicher sind jene Orte ursprünglich einfach lauter ackerbautreibende Militärkolonien der fränkischen Eroberer im sorbischen Lande aus dem 9. und 10. Jahrhundert gewesen. Daß nun gerade hier, wo nach den längst verschollenen, vielleicht einmal im Urwald ansässig gewesenem Kelten sicher erst deutsche Nomaden, dann die slavischen Kulturbringer und endlich wieder deutsche Heerscharen als schonungslose Eroberer gehaust, zerstört und neu geschaffen hatten — daß hier die letzten christlichen Eroberer bei ihrer Militäreinrichtung im Slavenlande auf jedem Hügel über keltische Nomenklatur gestolpert seien, das anzunehmen, scheint doch gewagt. Vorzugsweise waren es Deutsche und Slaven, die in Oberfranken sesshaft geworden.

„Annehmbarer Weise“ — schreibt Fentsch, einer der besten Kenner dieser Verhältnisse in Bayern — „gewannen die Wenden nicht so fast auf dem Wege der Eroberung als der Kolonisierung Raum, und trotz manches unglücklichen Kampfes setzten sie im 7. Jahrhundert in ganz Oberfranken. Ihr Verständnis im Ackerbau und in der Gewinnung des Erzes festete ihre Sesshaftigkeit neben den alten Landbewohnern und verschaffte ihnen teilweise das Übergewicht über diese. Es bildete sich eine Mischung wendisch-germanischen Blutes, die aus natürlichen Gründen im Naristerlande eine andre Färbung erhalten mußte, als nördlich und westlich des (zentralen) Fichtelgebirges im Lande der Thüringer — d. h. eine andre Färbung im Wunsiedler als im Vogtlande oder Frankenwalde.“

Daß diese Leute wendischen Blutes die ersten Bienenzüchter und Flachsbauer im heutigen Bayern und die ersten Bergleute im heutigen Deutschland gewesen, steht fest. Zeideln ist ein slavisches Wort mit deutscher Endung. Sie brauchten zu ihrer Kultur auch bessere Wege; sie wohnten, unähnlich den Germanen, lieber in geschlossenen Dörfern und Städtchen, die in Franken wohl alle viel älter sind als die Gründungen Kaiser Heinrichs des Voglers. Von ihrem Bergbau im Fichtelgebirge bringt wenigstens für die Zeit von 843—876 der Mönch Otto von Weiszenburg urkundliche Nachweise. Von ihrem Wirken für die Wohnbarmachung Oberfrankens ist auch der Kulturhistoriker Hartwig Beeß aus Baireuth so entzückt, daß er im Jahre 1864 in der „Bavaria“ mit rosigiger Weltanschauung von diesen „Moin- und Madanz-Windi“ erklärt: „sie eröffneten der Kultur rosige Pforten.“ Diese slavischen Eroberer verloren hier ihre Sprache so rasch, wie die deutschen Langobarden die ihrige in Oberitalien; jene einfachen Sorben oder Wenden konnten eben noch nicht das „nirdeutsch“ ihrer böhmischen Vettern von heute. Wo sich die Wenden in Oberfranken reiner erhalten haben, findet sich auch ein schlankerer, brünetter Menschenschlag mit kleinen, tiefer liegenden Augen und schwarzem Haar, und bei den Frauen, die meist hoch und üppig gewachsen sind, mit gar breiten Becken und kleinen Füßen. Das ist auffallend, daß auch im Hummelgau dort herzlich wenig von der Slavenabstammung erkenntlich ist, obgleich Fentsch und Sepp in diesen breiten stämmigen Bauern und rosigen blonden Bäuerinnen das wendische Blut sogar extra stark fließen lassen. Aber darin hat Fentsch vollkommen recht, daß er sagt: „wo im Frankenwald der slavische Typus am kennbarsten austritt, sind die Mädchen durchschnittlich am üppigsten und schönsten.“ — Obwohl die Wenden sich gegen die immer kräftiger auftretenden Franken auch wieder mit den Thüringern verbanden, zertrümmerte schließlich doch Karl der Große in drei Feldzügen nach der thüringer

auch die slavische Herrlichkeit in Oberfranken (805). Seine Franken besetzten nach Römerart mit Militärkolonien das gewonnene Land: Ostfranken entsteht, in seinen Gauen oder Grafschaften herrschen fränkische Vasallen, die Karls Nachfolgern dienstbar sind und in die grünen Ausläufer des tannendunklen Frankenwaldes steinerne Zwingburgen bauen.

Im 8. und 9. Jahrhundert war im südöstlichen Fichtelgebirge der letzte Markgräve im Nordgauer, oder sagen wir verständlicher: im Altbayern aufgegangen; dagegen war im westlichen Teile, im Frankenwalde und seinem Unterlande, der alte heidnische Hermundure oder Thüringer zum gut christlichen Ostfranken geworden, der alsbald auch Bistümer besaß, Klöster und schöne Kirchen dazu, und welchem nunmehr der heidnische Wende doppelt unbequem im Nacken saß. So begann alsbald die Bezwingung und Bekehrung dieser Wenden- oder Sorbenstämme. Bald auch sind die Verehrer des Tschernobog und Swantewit, des schwarzen und weißen Gottes, ins Christentum — willig oder mit Gewalt — hinübergegangen. Ein slavisch-germanischer Gau steht da, der Ratanz-, Radenz- oder Rednitzgau, der zwischen den Franken und Bayern liegt, zu dem der Frankenwald und das Fichtelgebirge bis zum Limes Sorabicus oder bis zu einer Linie von Selb nach Weissenstadt, Stadtsteinach und Kulmbach und zu den Rotmain- und Pegnitzquellen, also das ganze Vogtland und ein Stück Baireutherland bis in den Jura hinein gehören; es waren die beiden Kornberge und Waldstein, Schneeberg und Königsheide, welche die Ostfranken und christianisierten Slaven vom Stamme der Bajuwaren oder Altbayern auseinander hielten. Auch heute noch existiert im Wesen und Dialekt der Leute der Unterschied, denn, wie Fentsch die Sache ausdrückt: „seit dem 9. Jahrhundert beeinflusste ostfränkisches Volkstum die thüringisch-wendische Bevölkerung im oberfränkischen Jura, an Regnitz und Main, im Baireuther Unterlande und im Vogtlandsbezirke, während im südöstlichen Fichtelgebirgsverbande die Kultureinflüsse von Mittag, also von den Altbayern, sich geltend machten.“ Die Ostfranken brachten als Getränk den Wein, die Bayern das Bier mit. Die Stammesverschiedenheiten in Dialekt, in Brauch und Sitte vertieften sich noch, seit nach der Reformation auch die konfessionelle Scheidung dazutrat. Vorgebaut war aber schon durch deren politische Vorgeschichte. Bei Vollendung der karolingischen Eroberung gehörte der ganze Frankenwald und ein gut Stück Fichtelgebirge zum Radenzgau, das Wunsiedlerland teils zum Eger-, teils zum Nordgau, und das obere Saalgebiet oder Höfer Land zum Sorbischen Gau. Kaiser Heinrich II. gründete, teils aus Vorliebe für die Alerisei, teils als Gegengewicht gegen die ungefügen weltlichen Vasallen, im Jahre 1007 das Bistum Bamberg, das er reich ausstattete, unter anderm mit dem heutigen Frankenwald und dem oberfränkischen Jura. Nordöstlich von diesem neuen geistlichen Staate lösten sich alsbald die Gauen in eine Menge von 20—30 reichsunmittelbare Grafschaften auf, die sich wieder in viele neue Linien zersplitterten, und aus deren Chaos dann der allerrauhesten und raublustigsten Adel des damaligen Reiches hervorging, als deren schlimmster Typus die Sparnecker, die Herren der romantischen Räuberfelsenburgen auf dem Epprecht- und Waldstein, noch heutigestags berüchtigt sind; mit ihnen die Dynasten von Holnstein am oberen Püttlachthale, deren einer manchem der geplünderten Nürnberger Kaufleuten auch noch die linke Hand abhieb. Aus

diesen Dynastien krystallisierten im 12.<sup>o</sup> und 13. Jahrhundert bessere, festere Kerne heraus: die kaiserlichen Vogteien in der alten Sorbenmark, die terra advocatorum imperii oder (aus ad-vocatorum ward eben Vogt oder Voigt) das Vogtland mit (Regniß-) Hof als Metropole: damals curia Rekkenza geheißten, wozu auch Rehau, Naila, Helmbrecht und Müschberg gehörten, auch Schauenstein, Bernstein und Lichtenberg, die schmucken Burgen, von deren letztgenannter der Wanderer noch heutigestags über sieben blühende deutsche Vaterländer (die kleinern nennt man im Scherz wohl auch Raubstaaten) hinzuschauen vermag. — Weiter nach Osten und Süden bildeten sich aus der Reichsdomäne des Eggerlandes oder des alten Eggergaues die sogenannten Sechssämer (Selb, Thiersheim, Thierstein, Wunsiedel, Kirchenlamitz und Marktleuthen), deren Perle das liebliche Wunsiedel ist. — Aus dem Nordgau und einem Teil des Radenzgaues aber erwuchs die Herrschaft der Grafen von Andechs und Meran, welche sich von den Bamberger Bischöfen zeitig losrissen und unter Otto II. ihren Sitz auf der weinumrankten Feste Blaffenberg gründeten (1229), deren 10 Fuß dicke Mauern und 684 Fuß tiefer Radbrunnen einen stolzen Beweis für die Baukunst unsrer Altvordern lieferten. Auf dem Fuße des „nassen Berges“ (Blaffenberg, vom slavischen Blázin, nasser Berg), im Schutze der gewaltigsten Feste des ganzen Frankenlandes, erwuchs Chulmina (= Bergwasser), das heutige Kulmbach, dessen Nebenblut (wie das nahe Trebgaster) damals soviel galt, wie heute fein welteroberndes Bier, das bis Australien versandt wird.

Zu dem Besitze der Meraner, die auch Herzöge von Dalmatien hießen (ein Titel ohne Mittel), gehörte außer einem ziemlichen Stücke vom oberfränkischen Jura bald auch das Bergland von Marktschorgast und Berneck, sowie die Herrschaft Baireuth (Baierute, zuerst 1194 erwähnt), welche, während Kulmbach vorerst noch an einen aus Thüringen stammenden Schwiegersohn des Meraners Otto II., an den Grafen Orlamünde (1248) fiel, im gleichen Jahre an dessen reichen rührigen Schwager Friedrich den Hohenzoller, den Burggrafen von Nürnberg, überging. Doch schon 1336 fiel auch Kulmbach und der ganze Rest des Orlamündischen Besitzes, dessen Herren, die Orlamünde, leider an förmlichem Stiftungs- und Schenkungsfieber zu gunsten der Klöster litten, wieder an die Zollerischen Burggrafen, speziell an Johann II. zurück. Und diese Fürsten sind es nun, welche mit Kauf und Kampf, begabt mit ebenso großer Klugheit wie Eroberungsfähigkeit, zugleich gute Sparer und entschlossene Soldaten, Stück um Stück alle andern reichsunmittelbaren Dynasten, an die vierzig, verschluckten, indem sie erst die Sechssämer (seit 1281), dann Stücke vom Jura, vom Nordgau Creußen und Rauhenkulm, und auch das Vogtland (seit 1318) an sich brachten, und welche so die kernfränkische, über ein volles halbes Jahrtausend Bestand habende Markgrafschaft Kulmbach-Baireuth-Ansbach gegründet haben. So gaben sie in jener mit Recht verrufenen Zeit schon, als echte Hohenzollern, ein glänzendes Beispiel und Vorbild im kleinen für das, was in unsern Tagen, gegenüber der traurigen Zerrissenheit des deutschen Vaterlandes, wiederum ihr Fleisch und Blut, die preußischen Hohenzollern, dieses uralte schwäbisch-fränkische Geschlecht, mit Klugheit und Entschlossenheit, mit Berufstreue und Tapferkeit abermals und diesmal im großen für ganz Deutschland vollbracht und geschaffen haben.

Friedrich V., der „Erwerber“, teilte leider sein Land am 19. Mai 1385,

wobei das neue Burggrafentum „oberhalb Gebürges“ an Johann III. fiel, welcher das soeben untrifftene Gebiet von Kulmbach-Baireuth beherrschte: also Oberfranken mit Ausnahme des Bamberger Fürstbistums, zu dem der Franken- und Steigerwald und das Muggendorfer, Forchheimer und Mischgründer Gebiet gehören. Schon 1420 fiel das neue Fürstentum nach Johanns (des Alchimisten) Tode an dessen Nächstverwandten, Friedrich I., den Kurfürsten von Brandenburg, zugleich Burggrafen von Nürnberg, und blieb als großer Besitz vereint — von Ansbach bis über Berlin hinausreichend — bis 1486, da der tapfere Albrecht Achilles nach rühmlicher, aber sehdenreicher Regierung starb.

In dieser Zeit, 1430—1432, brach über Oberfranken, besonders aber übers Fichtelgebirge, die erste jener drei schrecklichen Perioden herein, welche dieses deutsche Land wie kein andres verwüsteten. Wir meinen die Verwüstung der Hussiten, welche mit feltner Gründlichkeit Städte, Schlösser, Klöster und Dörfer verbrannten und die Mönche und Nonnen, Bürger und Bauern ausmordeten. Nach 120 Jahren, in dem sogenannten Albertinischen Kriege, brachte die Reichsacht, die gegen einen schlimmen Landesvater verhängt werden mußte, ähnliche Greuel über Oberfranken, und aber nach achtzig Jahren der Dreißigjährige Krieg noch ärgere.

Die Hussiten wüteten deshalb besonders furchtbar in Oberfranken, weil Friedrich I., der Markgraf von Brandenburg und Burggraf „ob Gebürg“ (d. h. Baireuth und Fichtelgebirg), ein spezieller Feind des Huß in Konstanz war und als Führer eines Reichsheeres in Böhmen eingedrungen war. Der Hussiteneinfall im Jahre 1430 verwüstete zuerst die heiligen Stätten und die Bürgerhäuser in Hof. Dann ging es über Kulmbach her, wo zuerst das Kloster auf dem Galgenberge verbrannt und die fliehenden Augustinermönche gefangen und „unter brechendem Eise“ zu Tode gemartert wurden. Am 7. Februar 1431 lag ein Aschenhaufen zu Füßen der Plassenburg; diese, dank der energischen Vorsicht des gebürgischen Hauptmanns Hartung von Egloffstein, war uneroberbar geblieben. „Bald aber fanden sich den Tauben gleich die geflüchteten Einwohner wieder auf der wüsten Stätte zusammen, die Bürgerschaft griff wieder zur Arbeit, den Adel zog es wieder heim zum erhobenen Fürstensitze, der Augustinerkonvent scharte sich um die neugeweihte Kirche . . .“ — Helmbrechts, Schauenstein, Weißenstadt, Münchberg, die Feste Wallenrode oder Berneck wurden zerstört, Bamberg kaufte sich los: Baireuth ward von Prokop um so leichter verbrannt, als seine Befestigung noch nicht ausgebaut war. Alles wurde ausgewüstet, ausgemordet. Nur am reichen Wunsiedel brach sich die Hussitenwut: „mehr an der Eichenkraft seiner Wehrmänner“ — sagt Hartwig Peetz in seinem etwas gesuchten Deutsch — „als an den marmornen Mauern der Stadt . . .“ der Sturm mit überzahlreichen Massen, der anderwärts die unentschlossene Furcht so leicht überwunden, wurde hier von Jobst von Schirnding und den braven Wunsiedlern — fünfzig fielen für den Heimatherd als Opfer — im Tigerkampf mit böhmischer Wut zum Schweigen gebracht. Begeistert von solcher kernhaltigen Mannesmacht, setzte der Burggraf den wachsamem Brackenkopf der Zollern blutgerötet ins Wappen der getreuen Stadt; die reckenhaften Blechschmiede aber verdankten den Sieg in deutscher Bescheidenheit dem Schutze der heiligen Katharina und richteten derselben einen Altar auf dem nächsten Berge empor.“ Die Ruinenkirche des Katharinenberges (580 m) bietet heute den schönsten

Aussichtspunkt der Gegend; wohl kein Besucher denkt daran, daß sie ein Denkmal des alten braven tapfern Bürgerfinnes ist.

Auch Kronach vermochte sich gegen die blutdürstigen Hussitenscharen zu halten: die Bürger selber verbrannten die Vorstädte, in denen des Prokopius oder Porcupels Wüteriche sich schon festgesetzt hatten, und vertrieben so den Landesfeind. — Außer Wunsiedel und Kronach und einigen Bergschlössern wurde so ziemlich alles im Marktgrafenlande „ob Gebürg“ niedergebrannt. . . . Nebenbei ist Schloß Hohenberg bei Selb die allereinzige Burgfeste des oberfränkischen Gebirgslandes, welche die Hussiten-, die Albertinischen und die Greuel des Dreißigjährigen Krieges ungebrochen, unzerstört überdauert hat.

Der große Besitz der Hohenzollern im 15. Jahrhundert zerfiel schon 1486 wieder. Nach dem von Albrecht Achilles letztwillig erlassenen Hausgesetz wurde wieder aufs neue geteilt: und zwar wurde das Kurfürstentum Brandenburg nun für ganze drei Jahrhunderte abgetrennt, ebenso das fränkische Nieder- oder Ansbacherland; Kulmbach-Baireuth, oder das Fürstentum „Brandenburg-Kulmbach“, fiel an den milden Sigismund, mit dessen Scheiden die guten Tage des Landes gleichzeitig auf lange Zeit ihr Ende fanden.

Sein Nachfolger Friedrich IV., der Verschwender und Romantiker auf dem Throne „ob Gebürg“, ward in einer Faschingsnacht von seinen schlimmen Söhnen Kasimir und Georg als ein „blödsinniger Alter“ entthront und eingekerkert. Doch muß er bei seinen Unterthanen mehr gegolten haben als bei seinen Söhnen; ein schönes edles Fräulein Babetta, vom Schirndinger Stamm, besuchte ihn als Trösterin, angeblich unter der Maske der Weißen Frau. . . ! Was Kasimir an Glanz und Pracht übrig ließ, verdarb sein berüchtigter Sohn Albrecht IV. Alkibiades, auch Albrecht Bellator oder der Krieger genannt. Für das Unterthanenvolk kamen aber jetzt nach den sieben fetten Röhren die mageren.

Trotz Annahme der Reformation diente der rohe Alkibiades eigentlich Gott und dem Teufel; wer besser zahlte, dem gehörte er; er schlug sich im bunten Wechsel erst für den Kaiser gegen Papst und Franzosen, dann gegen die Evangelischen für Kaiser und Papst, gleich darauf wieder mit Moriz von Sachsen gegen den Kaiser, und danach wiederum gegen Moriz und das ganze Reich; schließlich ward er Trabant und Soldnehmer beim — Franzosenkönig; dann packte ihn Gicht und sonstiges Gebreche, und der wilde Alkibiades dichtete — Kirchenlieder. Solch ein Fürst bekam natürlich dem Lande schlecht genug, ganz verderben konnte er es doch nicht, dank der Zähigkeit dieses altfränkischen, fleißigen, zähen Stammes, dessen Bürgerstand an Tamerlans Ameise erinnert: vierzigmal fällt diese vom glatten Steine herunter, aber schließlich erklimmt sie dessen Höhe — doch. Weil dem Alkibiades nicht gehalten wurde, was er im Passauer Vertrage (7. August 1552) zu erringen hoffte, überfiel er die Bistümer Bamberg und Würzburg, nahm Forchheim 1552 und verbrannte die Altenburg bei Bamberg (20. April 1553) nach furchtbaren Brandschagungen des Fürstbistums, dem er 19 Winter entriß. Als ihn dafür die Reichsacht trifft, sagt er lachend zu seinen Hauptleuten, nachdem er ihnen die Acht mitgeteilt: „acht und acht macht sechzehn, die wollen wir vertrinken.“

Die Reichsacht that freilich seinem Lande und Volke viel weher als ihm. Er wurde bei Sievershausen (9. Juli 1553) vom Herzog von Braunschweig, dem dort zwei Söhne getötet wurden, aufs Haupt geschlagen und flüchtete dann,

nach vielen Abenteuern, in Frankreichs Dienst hinüber. Im selben Jahre aber noch zog sein Todfeind, der Braunschweiger, vor Kulmbach, an der „kalten Marter“ — dort, wo 130 Jahre früher die Hussiten die Mönche ertränkt hatten, schlug er sein Zelt auf und beschloß Stadt und Feste.

„Unereschütterlichen Mutes verteidigt der getreue Johann von Bedwitz die Plassenburg — die Verteidiger der Stadt sehen sich aber bald auf die Vorstadt Kressenstein beschränkt; Meutereien unter den eignen Landsknechten auf der Feste beschwichtigt der Landgraf von Leuchtenberg, von St. Peters Turmkuppel wehrt sich das Geschloß gegen das feindliche Feuer — aber am Konraditag (26. November 1553) sieht die brave Bürgerschaft, durch den treulosen Abfall der Landsknechte und Reiter entmutigt, sich gezwungen, hinter die Wälle der Plassenburg sich zurückzuziehen.“ Drei Tage lang wird Kulmbach, ähnlich wie weit und breit das ganze Land, grauensvoll geplündert und bis auf etliche Häuser ganz niedergebrannt samt allen Kranken. Auch Bedwitz und seine hungernden Getreuen, die da trutzig zur Wehre sangen:

„Sollten wir alle froh sein,  
Daß wir des Plassenweins los sein,  
Denn kein Glück wollt' dabei sein“ —

selbst diese tapferen Franken zerreißen endlich, von Alkibiades und aller Welt verlassen, ihre Fahnen, am 22. Juni 1554, und ziehen ab. Die Plassenburg mit ihren mächtigsten Türmen und Thoren bricht der Feind mit eiserner Gewalt.“ Die Stadt drunten lag von Brand und Pest verödet, von 500 überlebten nur 75 Ehepaare das gräßliche Unheil, das der getreue Hirte Pfarrer Thiele (eines Bergmanns Sohn, 1518 geboren, gestorben 1576) als Augenzeuge der Nachwelt aufgeschrieben hat.

Albrecht Alkibiades war unterdes nach Frankreich geflohen; unterm Heiligtum einer französischen Gesandtschaft kehrte er zu seinem Schwager Karl von Baden zurück, wurde da siech und eine männliche Magdalena, wenigstens im Geiste, und starb am 8. Januar 1557 zu Pforzheim! Welch seltsamer Geist: Wüstling, tapferer Landsknecht und frumber Sänger in einer Person, aber freilich ein Landesvater der schlechtesten Sorte, so daß sein Volk ihm nachsang:

„O Markgraf, du ganz greulicher Mann,  
Verderbet hast du manchen Mann,  
Gemacht viel Witwen und Waisen.“

In dem Vernichtungskampfe, welchen die Bundstände gegen Albrecht Alkibiades führten, wurde Baireuth vom Burggrafen Heinrich Reuß von Plauen, der auch die Schlösser Wallenfels, Epprechtstein, Weißenstadt, Regnitz und andre Plätze verbrannte, vom 3. Oktober 1553 an belagert und beschossen; daneben wurden alle Vorstädte nebst Schloß Birken niedergebrannt. „Heldenhaft wehrte sich die Stadt: Bürger Christoph Sturm focht bis zum letzten Hauche an der Spitze der Tuchmacher, also daß Heinrich grimmig ausgerufen: „Hundestadt! bist des Pulvers nicht wert, darum kauf' ich leicht eine neue! Hunger, heß' aus die Kleinfresser!“ Am 16. November gelang endlich der Sturm: „Wald und Wild, Roß und Rind wurde vernichtet, Gefild und Haus verwüstet, der wackeren Tuchknappen Stuhl, Wolle und Vorrat verbrannt. Daneben würgte die aus Leichen aufschleichende Pest in wenigen Wochen mehr als tausend Leben.“

Auch Hof litt argen Schaden. Heinrich Reuß belagerte und eroberte es zweimal. Das erste Mal verfuhr er glimpflich; nach deren Rückfall an den Alkibiades aber ließ er als Sieger seinem Grimm freien Lauf; gestand er doch selber zu, daß er „vor diesem Saustall 1300 Tote gelassen“. Er brach und schleifte darum Hof's Befestigungen und hinterließ auch hier die Pest, die 1554 in Hof über 1400 Menschen würgte. — Zuvor schon hatte der Bauernkrieg, namentlich auch im Frankenwalde, Land und Leute verheert.

Georg Friedrich, des Alkibiades Nachfolger, baut mit Reichshilfe die Plassenburg wieder auf, doch verscheuchte ihn die Furcht vor dem Gespenste der — Weißen Frau. Sein Nachfolger Christian vollendete die gewaltigen Bauten der neuen Plassenburg und verlegte die Residenz 1603 nach Baireuth, das er mit dem großen Schloßturme als Wahrzeichen versah, und das von nun an, nach manchem unsagbaren Leide, doch als schmucke Residenz des Fürstentums „ob Gebürg“ aufblühen sollte. — —

Im Beginne des Dreißigjährigen Krieges, dessen ganzen Verlauf Markgraf Christian, 1603—1655, erlebte (wie in Altbayern Kurfürst Max), erwarb Christian noch den nördlichsten Saum des Frankenwaldes mit den Herrschaften Lauenstein und Lichtenberg (mit Ludwigstadt, Tettau und Steben), und theilte sein Land in 13 Amtshauptmannschaften ab, welche erst 1795 durch Hardenberg in 18 Kammerämter umgestaltet wurden; zunächst aber schien es, als ob Pest, Feuer und Kriegsverheerung seine junge Residenz und sein armes Land vom Erdboden wegtilgen sollten. Das arme Baireuth stürmte zuerst ein Oberst Wallensteins, Namens de Grana, am 20. September 1632, welcher die Geiseln der Stadt zu Tode marterte, weil die Brandschatzung nicht voll erlegt war. Mantensel (1633) und Holt brandschatzten aufs neue die Stadt. „An dem erfolggekrönten Widerstand gegen den bayrischen Kämpen Johann von Werth brach der Männer äußerste Wehrkraft zusammen (16. August 1634). Das gräßliche Begehren des Freiherrn v. Wahl um Einlaß ist am Chore der Hauptkirche heute noch ersichtlich; nicht das Bett des Pestkranken ward mehr geschont; Wenige nur blieben am Leben, um daran zu verzweifeln. Wölfe ästen bereits innerhalb der Thore, nur verscheucht vom General Banér und seinen Schwedenscharen (1640), denen Franzosen unter Duebriant (1642) und andre Korps folgten.“ Die Stadt Hof ward gar im schrecklichen Kriege mehr denn dreißigmal von den feindlichen Parteien genommen und ausgezogen oder mit Feuer und Schwert verheert, ja in einem Jahre ward sie bei dreißigmal gebrandschatzt: fast jeder notable Führer des Dreißigjährigen Krieges plünderte die arme Hauptstadt des Vogtlandes gründlich aus.

Mit mehr Glück als Hof und Baireuth behauptete Kronach, die Hauptfeste des gleichfalls schauerlich verheerten Frankenwaldes, die Jungfrauschast vor den Schweden. „Im Jahre 1632 von diesen unter den Obersten Hasvert und Muffel (der auch die Plassenburg 1632 vergeblich beschloß) vom 17. Mai bis zum 7. Juni wiederholt angegriffen, warfen die Bürger den Feind wiederholt zurück. Leider gerieten bei dem letzten Ausfalle vier der mutigen Kämpfer in die Hände der Feinde, wurden von denselben lebendig geschunden und in die Erde vergraben.“ Die wackeren Kronacherinnen gossen siedendes Öl und Pech auf die Stürmenden und warfen die Bienenstöcke unter sie. — Auch Herzog Wilhelm von Weimar und seine Horden wurden 1633 und Bernhard



von Weimar 1634 glücklich zurückgeschlagen; doch blieb 1634 der „schwarze Tod“ auch in Kronach zurück, der grauigste aller Bürger. Von den denkwürdigen Schwedentagen sang Andreas Baier 1669 in seiner Heimchronik:

„O Kronach, o du edle Stadt,  
Dein' Treu gar viel geholfen hat:  
Denn wenn du wärest untreu g'west,  
Ganz Bistum Bamberg hätt' sein' Rest.“

Bischof Melchior Otto von Bamberg verlieh 1537 der werten Stadt Kronach ein höchst ehrenvolles Wappen, das zwei geschundene Männer als Schildträger hat. Dem Bürgermeister und Ratsverwandten wurde ferner ein Ehrengewand spanischer Art verliehen, wie es damals nur in Köln und Nürnberg getragen werden durfte, dazu eine schwere goldne Kette mit dem Kaiser- und Bischofsbilde. Ferner erhielt die Stadt die Rittergüter Theißenort und Weißenbrunn. Zur Erinnerung an Not und Ruhm des Dreißigjährigen Krieges feiert die Stadt alljährlich im Juni ein großes religiöses Fest, bei welchem die Frauen und Jungfrauen, die in den Tagen der Not den Männern kämpfend zur Seite gestanden, den Vortritt haben. —

Kronach war wohl die einzige Stadt in Oberfranken, welche im Dreißigjährigen Kriege keinem Feinde die Thore und den Geldbeutel geöffnet hat. Von den größeren Orten des Fichtelgebirges zerstörten die Schweden und andre Horden (unter den hunderten von Dörfern, Schlössern und Städtchen) auch Schauenstein, Helmbrechts, Münchberg, Naila, Lichtenberg, Weidenberg, Auerbach, Regnitz, Himmelkron, Thierstein und Thiersheim.

Wie grauenhaft damals Krieg und Pest durch den Fichtelberg hin wüteten, bezeugen (außer jenen in Baireuth äsenden Wölfen) die Thatfachen, daß im ganzen Amte Thierstein im Jahre 1635, einschließlich des Amtmanns und Chronisten Nürnberger, nicht mehr als acht Personen am Leben geblieben waren, und daß in der Stadt Wunsiedel in den beiden Jahrgängen 1635 und 1663 nur je ein einzig Kind geboren wurde! Damals sang Paul Gerhardt auf die Kunde des Westfälischen Friedens hin mit Recht die hoffnungs- und seelenvollen Dankesworte:

Gott Lob! nun ist erschollen  
Das edle Fried- und Freudenswort,  
Daß nunmehr ruhen sollen  
Die Speiß' und Schwerter und ihr Mord.  
Wohlauf und nimm nun wieder  
Dein Saitenspiel hervor,

O Deutschland, und sing' Lieder  
Im hohen vollen Chor.  
Erhebe dein Gemüte  
Zu deinem Gott und sprich:  
Herr, deine Gnad' und Güte  
Bleibt dennoch ewiglich!“

Wir eilen zum Schlusse. Der Siebenjährige Krieg berührte wohl den zum Bistum Bamberg gehörigen Teil des Frankenwaldes, das Markgrafentum mit Vogtland und Fichtelgebirge aber gar nicht.

Eine Hausgeschichte der prachtliebenden Markgrafen bietet dem Leser kein Interesse. Das wichtigste davon ist schon im zweiten Bande bei Baireuth und Ansbach erwähnt. Doch Eines sei unvergessen. Der letzte Markgraf Friedrich Karl Alexander von Baireuth und Ansbach, der am 20. Dezember 1791 sein Land an Preußen abtrat, war der Entartetste seines Stammes, trotz Kasimir und Alkibiades. Er verkaufte seine Landeskinder von Hof bis nach Ansbach an die Engländer als Kanonensfutter nach Amerika und verschwendete das Geld an seine Schlösser, Theater und Mätressen. Die Lady Milford ist keine

Phantasie Schillers, sondern sie war die Geliebte dieses Alexander des Kleinen in Ansbach. Auch die Szene am Schloßplaz dort, welche in „Kabale und Liebe“ der alte Kammerdiener erzählt, daß man auf die Widerspenstigen, die nicht nach Amerika wollten, Feuer gab, ist traurige Wahrheit: dieser „Landesvater“ schoß einmal zum Plaisir einen Kaminfeger vom Schornsteine herab, nur um zu sehen, wie komisch der „schwarze Kerl“ purzeln würde! Die armen Unterthanen sind doch gerächt; ihr Tyrann steht ewig auf dem Pranger, den ihm unser teuerster Patriot und Dichter errichtet hat: Friedrich Schiller.

**Weißenstadt und Wunsiedel.** Die Zentralmasse des Fichtelgebirges ist reich an ebenso bizarren wie malerischen Felsbildungen, von denen einzelne einen Weltruhm gewonnen haben; hier sind es die Gipfel selber, im Frankenwald dagegen sind es die Thäler, welchen die pittoresken Steinmassen bleibende Reize verleihen; in der Zentralgruppe herrscht, wie der Leser weiß, der Granit, im Frankenwald jüngere Lavas, Tuffe, Schiefer und Sandsteine. Aber gerade im alten Hercynischen Zentralgebiete um den Schneeberg herum erleidet die Sage von der „Unverwitterbarkeit“ der graniteneu Erdfundamente einen harten Stoß. Hier im Herzen des ganzen Gebirges finden sich in den Flanken der drei schönsten Hochthäler jene Granitberge, welche anscheinend nur von den alten Titanen, beim Kampfe mit Zeus, etwa als beim Himmelssturme Berg auf Berg getürmt wurde, in jene Trümmer geschlagen werden konnten, welche der Wanderer so sehr bewundert. Hier breitet das weite Egerhochthal (Quelle am Schneeberg 738 m) um das gastliche Weißenstadt (637 m) zwischen den Ketten des Schneeberges (1097 m) und Waldsteins (913 m) sich aus, von deren Höhen die Felsmassen des Epprechtsteins (838 m), des Rudolfssteins (903 m) und der „Drei Brüder“ heute auf ein mooriges, einst wohl vergletschertes Land (Torfmoor Hölle 695 m) niedersinken, während durch alle Wälder heute das Hämmern von vielen Hunderten fleißiger Steinmehnen hallt. Auch das oberste Mainthal, das von Berneck (Main 400 m) über Bischofsgrün (647 m) zum Fichtelsee (800 m) zieht, und das zwischen Nußhard (1005 m), Ochsenkopf (1053 m) und Schneeberg eingekleilt ist, trägt namentlich auf dem erstgenannten Gipfel und in der Flanke des zweiten, an der Weißmainquelle (913 m), gewaltige bewundernswerte Granitfelsmassen. Auf diesen Stätten, wo einst die alten Heiden kannibalische Opfer brachten, tafeln jetzt gern die Alpenvereiner und Forstmänner, welche auch diese Berghöhen für die Besucher mit Zufluchtsstätten und sonst Nötigem ausstatten.

Das liebliche Wunsiedler Hochthal aber, das zwischen dem Schneebergzuge, der Platte und Kößleine die Kößla, ein Zufluß der Eger, durchfließt, trägt im Zuge der Kößleine das bekannteste aller Fichtelberger Felsgebilde, die Luxburg (802 m hoch). Hierüber schrieb der berühmteste aller deutschen Dichter schon vor fünfzig Jahren: „Unter den verschiedenen Abteilungen des Fichtelgebirges macht sich besonders merkwürdig ein hoher langgestreckter Rücken, von alten Zeiten her Luxburg genannt und von Reisenden häufig besucht wegen zahlloser, alle Beschreibung und Einbildungskraft überragender, in sich zusammengestürzter und getürmter Felsmassen. Sie bilden ein Labyrinth, welches ich vor vierzig Jahren mühsam durchkrochen, nun aber, durch architektonische Gartenkunst, spazierbar und im einzelnen beschaulich gefunden. Diese

Gruppen zusammen tragen gegenwärtig den Namen Luisenburg, um anzuzeigen, daß eine angebetete Königin, kurz vor großen Unfällen, einige frohe und ruhige Tage hier erlebt habe. Die ungeheure Größe der ohne Spur von Ordnung und Richtung übereinander gestürzten Granitmassen gibt einen Anblick, dessen Gleichen mir auf allen Wanderungen niemals wieder vorgekommen, und es ist niemandem zu verargen, der, um sich diese, Erstaunen, Schrecken und Grauen erregenden chaotischen Zustände zu erklären, Fluten und Wolkenbrüche, Sturm und Erdbeben, Vulkane und was nur sonst die Natur gewaltsam aufregen mag, hier zu Hilfe ruft.“ So schreibt niemand anders, als der große Goethe, dessen Scharfsinn auch ganz richtig die Ursache der seltsamen Verwitterungsruinen in der so sehr verschiedenen Festigkeit und Verwitterbarkeit der Granitmassen im Fichtelgebirge erkennt und illustriert.

Genauer belehrt uns der Fachmann Gumbel, Bayerns größter Geolog, über die Sache, indem er (in der „Bavaria“ Bd. III. 1, S. 39) schreibt: „Beobachtet man den Granit auf seiner ursprünglichen Lagerstätte unter dem Boden, so bemerkt man, daß er nicht gleichmäßig feste Masse bildet, sondern daß im locker gebundenen Gesteine einzelne Bänke, Schalen und Kerne fester und härter sind. Es kommen solche bankartig abge sonderte Partien meist vielfach übereinander gehäuft vor; oft zeigen sie eine schalenähnliche Wölbung und einen Kern, oft sind es große eiförmige Ausscheidungen, die, durch weniger fest zusammengewachsene Massen getrennt, neben- und übereinander liegen. Die Absonderung in Bänken findet in der Art statt, daß auf kurze Strecken die eine Platte sich auskeilt oder mit stumpfer Abrundung endet, während daneben sich eine neue Bank einschiebt. So liegen oft hunderte von Platten übereinander in nahezu horizontaler Lage, meistens aber mit etwas gekrümmter schalenartiger Wölbung, als seien die an den Enden zulaufenden Lager ineinander gefeilt. Diese bankartige Zerteilung entspricht keineswegs einer Schichtung, wie es den Anschein haben könnte, sondern muß als Folge einer Absonderung in Platten beim Festwerden der Gesteinsmasse gelten. Diese Art der ursprünglichen Struktur der Granitmassen erklärt vollkommen alle die bizarren Felsformen, mit welchen der Granit über die Oberfläche aufzuragen pflegt. Wurden die weniger festverbundenen Felsteile infolge der Einwirkung der Atmosphärien durch Jahrtausende nach und nach weiter gelockert und endlich ganz fortgeführt, so blieben bloß die festeren Kerne teils zu pittoresken ruinenähnlichen Felsmauern übereinander getürmt stehen, die wohl nirgends schöner als am Rudolfsstein und an den „Drei Brüdern“ zu sehen sind; teils stürzen sie, der Unterlage beraubt, zu jenen Felslabyrinthen übereinander, die man an der Luzburg mit Recht bewundert; teils bildeten sie groteske Felsstrümmernhaufen, wie sie den Fuß der Köpfe und des Ochsenkopfes umgürten, oder die kegelförmige Schutthalde der Platte (925 m) so deutlich zusammensetzen. Zur Erklärung der Bildungsweise der oft höchst sonderbar geformten Felsen ist die Beziehung vulkanischer Kräfte nicht nötig.“

Die granitene Felsköpfe und Felsstafeln — je schöner und reiner sie sind, um so lieber verarbeitet sie der Steinmetz des Fichtelgebirges, für welches der ebenspaltende Granit ein großer Schatz ist. Zu Bausteinen, Trögen, Tischplatten, Säulen, Grabdenkmälern, Monumenten verarbeitet, wandern die Granitgesteine nach nah und fern — bis nach München und Lindau, Prag, Berlin

und weit über Deutschland hinaus aus den großen Schleifereien der Firma Ackermann in Weissenstadt, welche dieser Industrie und sich selber einen Welt-  
ruf verschafft hat, sowie aus der Schleiferei von Wölfel u. Herold in Baireuth  
und andern kleineren. Jährlich werden wohl über 100 000 Zentner Granit-  
steine verarbeitet. Vom Hornberg bis Gefrees und zur Platte hinüber arbeitet  
diese, heutigestags ausgedehnteste Gesteinsindustrie des Fichtelgebirges. Auch  
bei Redwitz (531 m) und auf dem Weissenstein bei Stammbach (730 m) holt  
sie ihr Material, dort den schönen Syenit, hier am Weissenstein den kostbaren  
Ecklogitfels, welche namentlich neuerer Zeit die Gräber unsrer Lieben schmücken  
oder als Postamente für die Bildsäulen deutscher Kriegs- und Geisteskönige  
dienen. Im Baireuther Friedhof deckt Jean Pauls, des formlosen Geistesriesen,  
irdische Reste ein gleichfalls formloser riesiger Granitblock."

Wir kehren noch einen Augenblick ins südliche Fichtelgebirge, nach Wun-  
siedel, zurück, der liebenswürdigen fleißigen Stadt in der lieblichen Gegend.  
Von Münchberg drüben im Westen, oder von Wunsiedel im Osten aus gesehen,  
präsentiert sich das Fichtelgebirge am schönsten — als Gebirge, das nicht ohne  
klassische Form ist. Im friedlichen, schönen Wunsiedler Distrikt zuckten gleichwohl  
schon allerlei plutonische Ausbrüche aus den Tiefen herauf. In Wunsiedel ist  
ja Sand, der schöne bemitleidenswerte Fanatiker, geboren, welcher am 23. März  
1819 in Mannheim den spöttischen Denunzianten der deutschen Jugend, den  
literarischen Verherrlicher des Absolutismus, den russischen Staatsrat August  
Kogebue, erdolchte.

Östlich und südlich von Wunsiedel umsäumt die älteren Felsgrundlagen  
des Fichtelgebirges jenes schwarze plutonische Gestein, welches Goethe zu  
dem Spruche ärgerte:

„Basalt, der schwarze Teufelsmohr,  
Steigt aus der Tiefe jetzt empor . . .“

Der Reichsforst und Ruhberg (736 m), der Thiersteiner Schloßberg  
(637 m), der Armannsberg (770 m), der Parkstein (612 m) und der Rauhe  
Kulm (713) sind die bekanntesten Hochwarten, mit welchen der Basalt das süd-  
östliche Fichtelgebirge umgürtet hat. Wie der Diabas, kommt auch der Basalt  
als Massengestein und als (unterseeisch ausgebreiteter) Tuff, und im erstern  
Falle auch säulenförmig vor, so am Parkstein und Gammel.

Auch die Basalte sind ein Schatz für die Gegend ihres Vorkommens, wenn  
sie der Bahn unmittelbar anliegen. Aus der Gegend des herrlichen Rauhen  
Kulms wandern, als das beste Straßenmaterial, seit Jahren Millionen Zentner  
auf die bayrischen Straßen hinaus.

Als ein andrer Segen der Basalte gilt das heutige Auftreten der eisen-  
haltigen Sauerwasser in ihrem Gebiete. Hier sind zu nennen: Quellen bei  
Großschlattengrün und Schönheit, Kondrau bei Waldsassen und das Ottobad bei  
Wiesau, vor allen aber das so frequent wie berühmt gewordene Alexander-  
bad bei Wunsiedel: herrliche Anlagen, die Trümmervelt und Hochwälder der  
Luzburg und Köffeine, des Burg- und Habersteines, und moderner Komfort  
machen das Alexanderbad seit Jahrzehnten zahllosen Naturfreunden zum lieb-  
gewordenen Aufenthalte.

Weit im Westen drüben, im Frankenwald, liefern die Diabasgesteine ein  
Gegenstück in den eisenhaltigen Sauerlingen von Steben und seiner Umgegend,

in der Hölle und Langenau und bei der Krötenmühle. Gumbel erteilt diesen Heilquellen folgenden Heimatschein: „Durch den Ausbruch der Diabasgesteine ward dem mit Mineralteilchen beladenen Wasser aus der Tiefe ein Weg eröffnet, um in Spalten seinen Mineralgehalt in Form von Erzgängen abzugeben.“ Diese Wasser bahnten sich auch noch durch die Tuffe und Konglomerate des Diabases Gänge; und daß die weltberühmten Stahlquellen Stebens die „letzten Spuren jener großartigen gangbildenden Gewässer“ sind, dafür findet der berühmte Geolog einen Beweis in der merkwürdigen Thatsache, daß rings um Steben „Säuerlinge immer nur an der Stelle zu Tage aufsteigen, wo ein Erzgang von einer Thalspalte durchkreuzt wird. Die Gangspalten bilden die Leitungskanäle für die Kohlensäure aus der Tiefe, die Gänge selbst liefern die Mineralbestandteile, während die Thaleinschnitte das Wasser zubringen und die günstigsten Stellen darbieten, das mit Gas und Mineralstoffen angereicherte Wasser wieder zu Tage treten zu lassen.“ — Hochberühmt ist die Gegend von Steben durch die herrlichen Diabasthäler, voran die „Hölle“ mit dem Uhu-stein und vielen wunderbaren Felskolossen, die bergfrische Langenau — Thäler, die den Wanderer oft an die Boralpen erinnern. Das Bad blüht wieder auf, wie überhaupt alle Industrie und aller Unternehmungsgeist Oberfrankens nach sieben mageren schrecklichen Jahren endlich wieder frischer das Haupt zu erheben wagt.

Das ältere Bad der oberfränkischen Lavagegenden ist freilich Steben, das schon die wunden Kriegsmänner des Dreißigjährigen Krieges zur Heilung aufsuchten. Zur Zeit aber verspricht doch das jüngere Wunsiedler- oder das Alexanderbad größere Blüte; denn die Eisenbahn und die geld- und thatkräftigen Unternehmer, welchen es jetzt gehört, schaffen diesem schwächeren Sauerwasser große Vorzüge vor Steben. An dem lachenden Wunsiedler Thal hängt poetischer Duft. Gab es doch uns Deutschen, außer dem finsternen Deutschstümmler Sand, auch den vom Sonnenglanz der Phantasie breit umflossenen Jean Paul Richter (geb. am 21. März 1763), unsern größten Humoristen, in dessen Predigt an den Polizeidirektor Saalpater Geist, Satire, Freisinn und Vaterlandsliebe den Finsterlingen seiner Zeit einen köstlichen Spiegel vorhalten: denunziert er doch darin die fünf Vokale unsrer Sprache als die eigentlichen Verführer und Aufklärer des Volkes! (Der zweite Band des Werkes gibt S. 304 ff. eine kernige Schilderung Richters.) Wer Jean Paul mit Liebe las, wird aber in ihm viele Züge des Egerländers oder Sechsamterfranken, wie wir diesen (vor wenigen Seiten) kennzeichneten, lächelnd wiedererkennen. — Es hat auch der Westfaum des ganzen oberfränkischen Berglandes einen Dichter geboren, Heinrich Schaumburger (geb. 15. Dezember 1843 in Neustadt bei Koburg), einen Lyriker und kernbraven Schilderer des fränkischen Bauernlebens, der vielfach an sein Vorbild Berthold Muerebach heranreicht; aber außer diesen beiden war es seit grauen Tagen im hercynischen Franken gar liederstill, während doch im Frankenjura und im weinbauenden Unterfranken die herrlichsten Minnesänger blühten. Dichter heiliger Gesänge waren wohl einst im 10. und 11. Jahrhundert im Bambergischen erstanden, wie Ezzo, dessen „Lied von den Wundern Christi“ manchen Ritter ins Kloster trieb. Aber seitdem ist es im Fichtelgebirge grabesstill; Müdenhage, Hifthornschall, Fehdenlarm gediehen da, aber keine Liebesfänge; noch heute ist der weite Tann arm sogar an gederten Sängern: seine Stille ist unbegreiflich, aber nicht ohne Erhabenheit.

**Industrie im Mainthal.** Bleiben wir im herrlich gelegenen Bischofsgrün, einem großen, weitschichtig zwischen hohen Ausläufern des Schneebergs und Ochsenkopfes zerstreuten Dorfe, so steigt da freilich die alte Sagenwelt aus jeder Bergfalte, aus dem Hämmern der Spechte wie der Schmiede, aus Nebelstreifen und Waldesgrün auf; aber die reelle Thätigkeit der heutigen Menschen hat viel mehr Interessantes, als es auf den ersten Blick erscheint. Was hier geschaffen wird, geht zum Teil durch alle Welt — Glaswaren und Perlen aus Bischofsgrün gelangen zu Roten, Schwarzen und Weißen in allen Weltteilen. Schon früher bei den Glashütten des bayrischen Waldes (Band II. S. 51 ff.) ist die Art der Glasfabrikation beschrieben. Sie ist hier in Bischofsgrün nicht anders wie in Deutschböhmen, nur ist dem Fichtelgebirge die Arbeit der Knopf- und Paterlhütten eigentümlich. Schon 1615 erwähnt das Bischofsgrüner Kirchenbuch einen Maler und Knopfmacher Christoph von Warmensteinach: er soll am Ende gar ein Schüler der Venezianer (der goldsuchenden Wälschen) gewesen sein, was nicht unwahrscheinlich ist, nachdem damals längst schon die Venezianer die ersten Glasfabrikanten der Weltwaren. Man nahm damals im Fichtelgebirge den Diabas, der vom Orte Fichtelberg über'n Ochsenkopf, als „Gleisinger Gang“, herüberstrich, und der, nebst dem Serpentin, heute noch der „Paterlstein“, auch Kalmünzer (Kulmizer) oder „Knopffstein“ heißt, als Material her, um schwarze Glasmasse zu erschmelzen und daraus Knöpfe, Rosenkranz- und andre Perlen zu fabrizieren. Schon der alte Pachelbel erzählt in seiner Beschreibung des Fichtelgebirges, daß seiner Zeit, also um das Jahr 1706, in Warmensteinach allein zwei Hütten jährlich „einige hundert Zentner gläserne Knöpfe und Halsgehänge von allerlei Farben über Leipzig und Hamburg, wie auch über Frankfurt und Amsterdam nach Moskau, Türkei und Westindien verführt haben.“ Was wir neuerlich in den fünfziger Jahren an schwarzem Glasmasseschmuck bei den Damen gesehen haben, das stammte fast alles aus den geschmolzenen Grünsteinen (Diabasen) des „Fichtelberges“. Wenn der Glasmeister den Ofen gebaut und dem Flusse die Farbe zugeteilt hat (Perlenmasse aus Kalk, Pottasche und Quarz, die mit Smalte, Kohlen, Braunstein u. s. w. zu färben ist), dann blasen die Leute aus dem Flusse die Perlen, bei greulicher Hitze und greulichem Durste. Ein Arbeiter ersten Ranges konnte neuerlich noch an einem Tage bis zu 4000 Perlen herstellen und 1½—2 Mark (früher freilich 4—6) verdienen. Der Wirt muß bei dieser Arbeit mit verdienen, und wenn der Leser eine Paterlhüttenarbeit besichtigt, wird er gern „eine gute Maß“ mehr bei den Ringöfen sitzen lassen, als der Wert der Glasarbeiten beträgt, die er als Andenken mitnimmt.

Früher machte man zu Bischofsgrün gar herrliche Willkommgläser, die hochselten geworden sind und sehr kostbar. Im Schlosse zu Thurnau steht ein Prachtexemplar; es zeigt uns das Fichtelgebirge als einen aus Felsen getürmten, mit einem Ochsenkopfe bekrönt und mit güldener Kette umwundenen Berg, aus dem die bekannten vier Flüsse strömen und wilde Tiere ausschwärmen; daran steht folgende aus dem Jahre 1699 stammende Inschrift:

„Der Fichtel Berg bin Ich genandt,  
 Inn obern Francken woll bekandt,  
 Wir schiffreiche Wasser aus mir kommen Frey.  
 Hab sein Silber, golt, Erz und Bley.  
 Denn Main laß ich inn Francken ein,  
 Hergegen bekom ich da den wein.

Die Sall, die laufft In Sachsen,  
 Allda ist mir die Frucht gwachsen,  
 Die Eger, die laufft inß Böhmerlandt,  
 Da kömpt mir das Vieh wieder zu Hand.  
 Die Rab, die laufft durch die Pfalz,  
 Dargegen laßt sie wieder mir das Salt.“

Alle Glasfabrikation hatte Ende der fünfziger Jahre auch hier einen mächtigen Aufschwung genommen; jetzt freilich ist diese uralte Industrie des hercynischen Gebirges weit zurückgegangen. Immerhin lebt sie aber noch und von ihr ein fröhliches, sorgloses, selbstbewusstes Völklein, das neuerdings wieder nicht mit Unrecht auf sonnigere Tage hofft.

So erzeugt die Spiegelglasfabrik in Fichtelberg, mit Torfgasfeuerung, sehr hübsche drei Viertel weiße Gläser, die von Fichtelberg bis Soffenthal heraus poliert werden. Dagegen Bischofsgrün verfertigt jetzt hauptsächlich Medizingläser und Cylinder, Kleintettau außer diesen auch Glasmärbel (Schusser). Doch war von 1877 bis zum Mai 1879 der Absatz ins Ausland so gesunken, daß die Preise die Fabrikationskosten nicht mehr deckten. Um nun die gänzliche Entwertung der polierten Gläser und damit den Ruin der Glashütten aufzuhalten, beschlossen sämtliche böhmische und bayrische Polierwerke, die Fabrikation auf ein Drittel zu reduzieren, und die Rohglasfabrikanten verpflichteten sich, bei jeder eintretenden Ofenreparatur drei Monate vollständig zu feiern. Wir fügen zum Verständnisse noch bei, daß die meisten böhmischen „Glasmacher“ nicht Tschechen, sondern Deutsche sind. Im Frühjahr 1879 schlug der Wind um; Amerika bestellte aufs neue großartig in polierten Gläsern, und während die Fabrikanten sich 1878 von den Normalpreisen noch 40 Prozent Rabatt herunterreißen ließen, mußten ihnen im Herbst 1879 wieder 10—15 Prozent Aufschlag über die Normalpreise bezahlt werden. Die Glasperlenfabrizieren im Fichtelgebirge fünf Hütten; in der Warmensteinach, in Bischofsgrün werden wohl die meisten „Paterla“ gemacht. Der Absatz hat nach Afrika, Asien und Ostindien zu-, nach Amerika, Rußland und in den Orient abgenommen. Die Hauptexporteure sind Bettmann u. Kupffer in Baireuth, ruhige, tüchtige Männer, die voll bester Hoffnung sind, daß auch diesem Teile des deutschen Handels endlich wieder bessere Zeiten anbrechen.

Von Bischofsgrün und seinen „Glasmachern“ hinweg führt eine enge, meilenlange Schlucht über dem Weißen Main, zwischen 155—190 m hohen Steilhängen, durch frische Tannen- und Buchenhochwaldung hinab nach Goldmühlen, wo es nach dem klassischen Goldkronach hinüberginge, in dessen altberühmten Goldgruben jetzt Herr Ingenieur Schmidt Spießglanz gewinnt, und von Goldmühlen zum romantischen Berneck, dem schön erblühenden, von Natur und Menschenhand um die Wette verschönten fröhlichen Kurort, wo sechs Thäler nach allen Seiten strahlen und Sommers fröhliche Sächsinen mit Elfensohlen über die Diabasklippen huschen. Das freundliche Städtchen liegt eng und nett zwischen Zacken und Geröllern, Wäldern und Ruinen, mehr im Ölschnitz- als im Mainthal, welche beide hier sich vereinen: muntere kühle Bergwasser, da voll seltener Moose, dort voll Perlmuscheln, welche noch immer einigen und mitunter auch schönen Ertrag liefern (wie auch im Frankenwalde, bei Kirchenlamitz und um Rehau noch Perlbäche in Ansehen stehen). Obwohl nun von Berneck und Gefrees durch die „schiefe Ebene“ die Eisenbahn und der Verkehr seltsam abgelenkt wurden, und obwohl die alte Heer- und Handelsstraße von Nürnberg über die genannten Städte nach Leipzig nicht mehr von Wagenkarawanen bedeckt ist, so hilft den fleißigen Leuten viel mehr, wie die Perlen, die Fabrikation trefflicher Lebkuchen, sowie neuerdings die Weißstickerei, das sogenannte Blauisch-Nähen, zu einem bescheidenen Verdienste.

Seit 1851 ist diese Industrie eingeführt und reicht von Berneck und Umgebung über Marktschorgast und Enchenreuth bis nach Wallenfels und Steinwiesen in den Frankenwald. Sehr, fast allzu sehr bescheiden ist dieser Verdienst, aber in den schlechten Zeiten dankt dies wunderbar genügsame, fruchtbare, sanfte, heitere Völkchen dem lieben Gott eben für alles. Die Besteller der Stickerien sind sächsische Fabrikanten; schon 1854 ließ das Haus Fr. Bordeville in Plauen das Brautkleid für die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich im Bernecker Bezirke anfertigen.



Berneck.

Die schöne Gegend, die Wolken- und Luftkur versammeln zu Berneck von Jahr zu Jahr neue Freunde des schönen Fichtelgebirges, die sich Leib und Seele erfrischen in den kühlen Lavaschluchten, auf den windumbrausten Granitbergen, in den köstlichen Hochwäldern; und den speziellen Forscher ziehen seltene Mineralien und Felsarten an und jene seltene Moose, deren Studium gerade seit den Tagen Funks, des großen, in Gefrees gebornen Pflanzenforschers, erst recht in Aufnahme gekommen ist. Eine gute Stunde von Berneck abwärts, am Main gelegen, trifft der Wanderer auf das in freundlicher milder Lage im Jahre 1280 von Otto II. von Orlamünde im Orte Prezendorf erbaute Kloster Himmelkron, das einst adlige Frauen und Witwen als Cistercienserinnen aufnehmen sollte. Hier steht man auf einem durch Sage und Kunst gleichmäßig geheiligten Boden: um die Reste der alten Herrlichkeit schwebt die Gestalt der „Weißen Frau“, welche angeblich der Schmerz über ihre liebeswütige Thorheit und



Wiffethat hinter diesen Klostermauern begrub; und hier auch findet der Wanderer die einzigen hervorragenden Denkmale kirchlicher Kunst im ganzen Fichtelgebirge und Frankenwalde.

Diese rauhen, viel verheerten Berglandschaften waren nämlich nie der Kunst, nie dem Sange besonders hold. So reich an religiösen Denkmälern die Umgebung des Fichtelgebirges (Waldsassen, Bamberg, Ebrach u. s. w.) weithin erscheint, so blutarm an solchen Schätzen und an Altertümern aller Art ist dieses Gebirge selber. Hierüber sei an dieser Stelle ein Wort verstattet. Nicht eine sichere Spur von Kelten, von Pfahlbauern, von Römern ist im Fichtelgebirge aufgefunden; erst außerhalb des Randes, z. B. am Cottigas, öffnete man Gräber von Hermunduren — wenn diese Toten nicht anders hießen. Trägt der hohe Felsgipfel des Nußhard wirklich eine uralte heidnische Opferschale? Oder drängte nur die Phantasie solcher Forscher, die allzu gern die Dinge sehen, welche sie zu finden hoffen, diese Deutung einem Stücke des ungeschlachten Felsaufwerkes auf, aus dessen ursprünglicher Platte vielleicht nur ein eiförmiger härterer Kern herausgewittert war? Gibt es nicht solche „heidnische Opferschalen“ in allen Felsgebirgen zu Tausenden? Oder sollte gar den gewaltsam christianisierten Bewohnern des Fichtelgebirges aus der Zeit der Bekehrung wirklich ein Tröpfchen Skepsis für alle Zeit im Blute stecken geblieben sein? Wer die Fichtelgebirger aus längerem Umgange kennt, glaubt nämlich so etwas recht gern. Doch, wie dem auch sei, Kunstbauten, Kunstdenkmäler von Bedeutung entbehrt aus der alten Zeit das Hochland gänzlich, sei es, daß seine ehemalige Bevölkerung doch zu dünn, sei es, daß dieselbe mitten im „Goldland“ des Mittelalters doch zu arm war — wenigstens um Dome zu bauen und sie mit marmornen Heiligen zu bevölkern oder mit goldschimmernden Madonnen von nazarenischer Schlantheit, oder mit den kunstvollen lieblichen Gebilden der alten Kunsthandwerke. . . . So brachte es denn — während „draußen“ schon früh im milden Würzburg (891) und Bamberg (1012) sich stolze Dombauten erhoben und die Mönche Bambergs jene wunderzarten Elfenbeinschnitzereien anhäuften, welche noch heute im Münchener Cimelienschätze angestaut werden — der bescheidene dekorative geistliche Sinn der armen Fichtelberger selten einmal über ein einfachstes Kirchlein mit flacher Decke hinaus; nur die Pfarrkirche in Redwitz hat ein Schiff mit Säulen und Kreuzgewölben. Diese Nüchternheit und Sparsamkeit währt in diesem Hochlande mit altfränkischer Zähigkeit fort; dasselbe besitzt absolut kein nennenswertes kirchliches Kunstwerk! Aus der Zeit vor der Reformation schon gar nicht; die kirchliche Kunst blieb sozusagen draußen vorm Thore des Fichtelberges stehen, ihr graute vorm Elysium des Raubrittertums. Aber an dessen Steilrand hat Kloster Himmelkron einen edlen Schiffbau und eine schöne Gruft aus der Zeit der Frühgotik, die noch seine Stiftungstage (1280) beherrschte. Herrliche Skulpturen besitzt es dann aus dem 14. Jahrhundert in seinem Chore an den Grabdenkmälern des Hauses Orlamünde und Albrechts von Hohenzollern. „Die älteren“ — schreibt der Kunsthistoriker Sighart recht anschaulich — „sind herrlich bemalt, langgezogen, jugendlich, großartig und weich zugleich, so daß der Volksmund noch immer die Gestalt des jungen Grafen (Otto, gest. 1340), der mit einem Diadem von Rosen geschmückt ist, für das Bild der — weißen Frau hält!“ Während aber „außer Gebürges“ aus der Zeit der Spätgotik Baireuth den 1438 begonnenen merkwürdigen

dreischiffigen Bau in seiner Hauptkirche, und während auch Kulmbach schöne Gotik in zwei Kirchen aufweist, schwang in Himmelkron die Baukunst sich zu einem herrlichen majestätischen Kreuzgange auf, der mit einem Kautengewölbe überspannt ist, welches auf Halbsäulen ruht — alles aus dem 15. Jahrhundert. Dagegen werden — und auch das ist eine Folge der schauerlichen Kriegsverheerung — die kirchlichen Bauten jener Zeit im Fichtelgebirge selber „immer ärmer, einfacher und niedriger: so in Münchberg, Marktshorgast, Weißenstadt und Wunsiedel; Hof hat noch den bedeutendsten Kirchenbau des bayrischen Nordens.“ Während Nürnberg vom 15. ins 16. Jahrhundert hinüber die hohe Schule der Metallgießerei, der Holzschnitzerei, der Skulptur und Malerei für Deutschland und sogar weit über dieses hinaus bildete, erstand nur einmal im Saume des Frankenwaldes ein großer deutscher Maler, Lukas Kranach, eigentlich Müller, zu Kronach 1472 geboren, aber seine Heimat bot ihm keinen Boden für seine Kunst: in Oberfranken fand keines seiner Bilder eine Stätte.

Himmelkron und die Plassenburg sind die Geburtsstätte der Sage von der „Weißen Frau“, die den Hohenzollern, ihren Verwandten, als Warnerin vor Todesfällen und allerhand großem Unheil erscheint. Die letzte Gräfin von Orlamünde, die Mutter Ottos (gest. 1340), heißt in der Geschichte Kunigunde, geborne von Leuchtenberg, in der Sage aber Agnes oder Beatrix.

„Auf der Plassenburg“ — erzählt Fentsch den alten Märchen nach — „saß sie als Witwe mit ihren beiden Kindern, einem Bublein und einem Mägdelein, sie selber noch jung und von sonderlicher Schönheit. Da warf sie ihr Auge auf den stattlichen Burggrafen Albrecht von Nürnberg. Dieser aber erklärte sich zur Ehelichung der schönen Witwe nicht geneigt, weil ihm vier Augen im Wege stünden. Das bezog die Gräfin auf ihre Kinder.“ Also ließ sie beide mit ihrer Schleiernadel ins Hirn stechen, daß sie starben, und begrub sie in Himmelkron. Der Burggraf aber entsetzte sich, als Hager, der Mörder, ihm die That verriet, über den Greuel: „denn er hatte seine eignen Augen gemeint und die der Frau, die nicht zusammenstünden.“ Da rutschte die Gräfin auf bloßen Knien von der Plassenburg nach Himmelkron. Sie „geistert“ noch heute in der Plassenburg und in den Marktgrafenschlössern in Ansbach (wo sie noch 1866 das Töchterlein des Schloßverwalters Noë gesehen haben will) und in Baireuth, wo sie 1806 den Napoleon so aus dem Bette warf, daß er nicht zum zweitenmale im Schlosse zu übernachten wagte. Das ist das neueste von dem, was man über das Thun und Treiben des Familiengespenstes unsrer Hohenzollern weiß.

Sonst war Himmelkron der Lieblingsaufenthalt der Baireuther Marktgrafen; wie droben in Weißenstadt unterm Schneeberg die Hirschjagden, so hielten sie zu Himmelkron gern die Reiherbeizen, für welche sie extra das nahe Jagdhaus Falkenhaube bauten. Die schönste Lindenallee Europas führte vierreihig von Himmelkron gegen Trebgast; ihre Riesebäume waren mit den Ästen so verschlungen, daß die Bäume nicht fielen, als sie 1795 ein preußischer Satrap niederhauen ließ; der Fällerlohn betrug viel mehr als der Erlös aus dem Lindenhölze, denn die Bauern der nächsten Umgebung standen da und heulten über die Barbarei, die an ihren Lieblingen, am Stolze der Landschaft, geübt wurde; das Holz aber mochte keiner kaufen.

Von Himmelkron aus nach Wiersberg und Kupferberg mit dem an

seltener Mineralien überreichen Peterlstein, oder über herrliche Buchenwälder und wundervolle Aussichtspunkte zur Plassenburg und zum schmucken blühenden Kulmbach zu wandern, hat noch keinen Freund von Land und Leuten gereut. Dem echten Kulmbacher ist sein Kulmbach doch das trefflichste auf der Welt, und in einer Art ist es ja ein Welthandelsplatz geworden: sein Bier hat über den Äquator hinaus sich die Welt erobert; es geht bis Australien. Kulmbachs Bierausfuhr steht auf dem Punkte, eine Viertelmillion Hektoliter zu überschreiten. Kein Wunder, wenn die Kulmbacher, deren Gemeinsinn mustergültig ist, sich fühlen; sie haben das Recht dazu durch Fleiß, Energie und Klugheit sich erobert.

**Viehzucht und Industrie in Oberfranken.** Im oberen Egerthale, überhaupt in den reich bewässerten südlichen und östlichen Teilen des Fichtelgebirges viel mehr als in den westlichen desselben und als im Frankenwalde, blüht die Viehzucht. Baireuther Schrecken und Sechsamtervieh gehen jährlich mehr nach Norddeutschland. Letztere Rasse heißt auch die Vogtländer oder Egerthaler und dominiert von Kirchenlamitz und Weixenstadt, vom Waldstein und Schneeberg an bis Böhmen hinüber, während Baireuther Schrecken auch um Hof und bis zur Selbitz in den Frankenwald hinüber die Ställe füllen. Zuchtstiergenossenschaften existieren schon über hundert, um mit Miesbacher und Simmenthaler Blut die oberfränkischen Viehassen aufzufrischen und zu heben. Die großen Märkte von Baireuth und Bamberg, Hof und Wunsiedel führen jährlich Hornvieh nach Zehntausenden aus. Namentlich liefert das Schreckvieh fast allgemein ein so zartes, feines Fleisch, wie man es im bayrischen Donauthale nur ausnahmsweise genießt. Schon 1873 schätzte Dr. G. Mayr (jetzt Unterstaatssekretär im Elsaß) den Kapitalwert des oberfränkischen Rindviehs auf rund 44 430 000 Mark.

In der Centralpartie, um Marktkeuthen und Kirchenlamitz im obern Egerthale, finden wir auch große, stark ausgebeutete Thonlager. Aus diesem und dem Thurnauer Material bereiteten vor hundert Jahren die Töpfer von Creußen die weitberühmten Apostelkrüge, welchen goldumschlossene Medaillons oder Heilige aufgemalt und eingebrannt waren. Darunter stehen dann die frommen Wünsche der häufig durstigen Häfner, z. B.:

„Wer mich austrinkt zu aller Zeit,  
Dem g'segne es die heilige Dreifaltigkeit!“

Noch heutigestags haben die Töpfer der genannten Städtchen ihren wohlverdienten Ruf; doch wird der Besucher meistens einen Gang auf den Kornberg oder zu den Ruinen des stolzen Epprechtsteines (838 m) vorziehen, der in Kirchenlamitz (617 m) auch schlechtweg der Schloßberg genannt wird.

Im Gebiete der Saale und mehr noch der Eger und ihrer Nebenflüsse (in Hof, Schwarzenbach, Hohenberg, Arzberg und vor allen in Selb) blühen 13—15 Porzellanfabriken, welche 1876 schon 1200, jetzt aber noch mehr Arbeiter beschäftigen. Die Porzellanerde wird namentlich zwischen Hohenberg (am Steinberg) und Wunsiedel gefördert, jährlich an 7000 Zentner. Vom Speckstein, der der halben Welt die Gasbrenner liefert, erbeutet man jährlich 800—900 Zentner aus den Gruben von Göpfersgrün; die Specksteinfabrikate leiden unter dem Drucke der Zeit am allerwenigsten.

In den Steinbrüchen Oberfrankens überhaupt arbeiteten zu Ende des Jahres 1875 gegen 900 Personen, an der Herstellung der (feineren) Steinwaren 630, in Steingut- und Porzellanherstellung 1200, in den Paterlhütten 363, in der Spiegelglasindustrie 239 Menschen. Der Brauneisenstein, das herrschende Erz von Hohenberg und Röttenbach bis Eulenlohe und Neuenförg, ergab in den reichen Zechen: Gold- und Silberkammer, Heilige drei Könige, Segen des Herrn, Morgenröte u. a. noch im Jahre 1862 über 315 000 Zentner Erze, wobei mehr als hundert Arbeiter lohnenden Verdienst fanden. — Während vom Jahre 1875 bis Sommer 1879 die amtlichen Mitteilungen über das Stocken der Eisen- und Kohलगewinnung in Oberfranken trostlos lauten, finden wir im Herbst 1879 endlich wieder ein Steigen der Produktion, doch sind die amtlichen statistischen Angaben leider noch nicht veröffentlicht; indessen waren doch noch am 1. Dezember 1875 in sieben Eisengruben in der Gegend von Wunsiedel, Arzberg und Schirnding 171 Männer beschäftigt, in drei Kohlenbergwerken der Stockheimer Gegend 751 Männer.

Die Saale durchschneidet, nachdem sie das Weißenstädter Hochthal und die Zentralgruppe des Fichtelgebirges, das Paradies der Granitsteinmeße und Nagelschmiede verlassen, im Vogtlande das Zentrum der Weberei oder, moderner, vornehmer und recht schlecht deutsch gesprochen: der verschiedensten Zweige der Textilindustrie. Bekanntlich ist im Fichtelgebirge der Boden karg und der Mensch, auch der genügsamste, zur gewerblichen Thätigkeit gezwungen, um sich und die Seinen zu nähren. Streckenweise, und zwar ganz speziell im Vogtlande von Münchberg und Presset bis Hof und Lichtenberg, ist die gewerbliche Betriebsamkeit nicht bloß in den Städten, sondern auch auf dem platten Lande zu einem solchen, über den Ortsbedarf weit hinausgreifenden Umfang gediehen, daß selbe — sagen wir: leider — die landwirtschaftliche Thätigkeit gar sehr überflügelt hat. In erster Linie gilt das, wie angedeutet, von der Weberei.

Ist der Bauer auf Wiese, Feld und Stall, so ist der Flößer auf Wald und Strom angewiesen: so will es die Natur seiner Umgebung. Und schafft der Bergmann in der Tiefe und der Schmelzer, der Glasbläser und Steinmeß in der Höhe, so ist das alles auch noch ganz naturgemäß und gesund. Auch das Korbflechten der Leute um Schney, Redwitz, Michelau, Marktzeuln und Marktgraitz ist eine von der Natur an die Hand gegebene Thätigkeit: sie nehmen sich eben zur Lebenshilfe, was ihnen die Auen der Main- und Kronachthäler in den Weidengebüschen an Arbeitsmaterial bieten. Aber daß heute im Frankenswalde und Fichtelgebirge die Männer sticken, ist bedauernswert, unnatürlich und ungesund. Man kann sich aussöhnen mit dem Gedanken, daß ein verliebter Herkules einmal am Spinnrocken seiner Frau Omphale webt und psucht; aber wo ist im Vogtlande die Herkuleskraft und wo die freigebig lohnende Arbeit? Der Lebenszwang von Kindesbeinen auf, die leidige Gewohnheit und ein elendes Gemisch von physischer Schwäche und Heimweh bannt die Leute an ihr gewinn- und dankloses, sie schwächendes Gewerbe. Der Weber sind absolut zu viele im Vogtlande, der Menschen auch schon beinahe. In Oberfranken waren schon Anfang 1862 von der Gesamtseelenzahl 14 Prozent „Industrielle“, in Oberbayern (trotz München) nur 10,7 Prozent. Und in Oberfranken war am Neujahrstage 1862 schon der dreißigste Mensch ein Weber, der zwanzigste ein Fabrikarbeiter; im ganzen Königreich Bayern aber war damals erst der

sechsendneunzigste Mensch ein Weber, der einunddreißigste ein Fabrikarbeiter. Vollends häuft sich in Oberfranken, oder eigentlich nur im nordöstlichen und östlichen Teile dieser Provinz, der Stand der Weber und Fabrikarbeiter so kolossal an. Schon 1817 behauptet Goldfuß, ein tüchtiger Naturforscher, in seiner statistischen Beschreibung des Fichtelgebirges, daß ohne die Textilindustrie im Fichtelgebirge 17 000 Menschen keine Nahrung fänden! Und damals schafften in Oberfranken doch noch keine fünfzig Maschinengroßbetriebe neben den Handwebern. Im ganzen Vogtlande, und von da bis zur Ostgrenze des Wunsiedler Landes bis Weidenberg und Berneck hinüber, bis in die Thäler der Eger, Rößlau und Naab überwiegt alle andern Berufsarbeiten die Handweberei, deren Arbeitern allein schon das ewige Einathmen der Gase des faulenden Schlichs ein kränkliches Aussehen ausprägt und deren materiellster Feind eben der Großbetrieb ist.

Im Jahre 1861 zählte der Kleinbetrieb oder die Handweberei im Fichtelgebirge rund 14 400 Webstühle für Baumwollweberei, 1670 für Leinen- und 1330 für Wollenweberei. Allein in Amt Münchberg trafen auf 24 000 Seelen nicht weniger als 2000 Webermeister und — 1000 Gesellen; im Nailaner Bezirke 1800 Webermeister, im Bernecker 600, im Höfer und Rehauer je 500, im Bernecker und Selber je 400 Meister!!

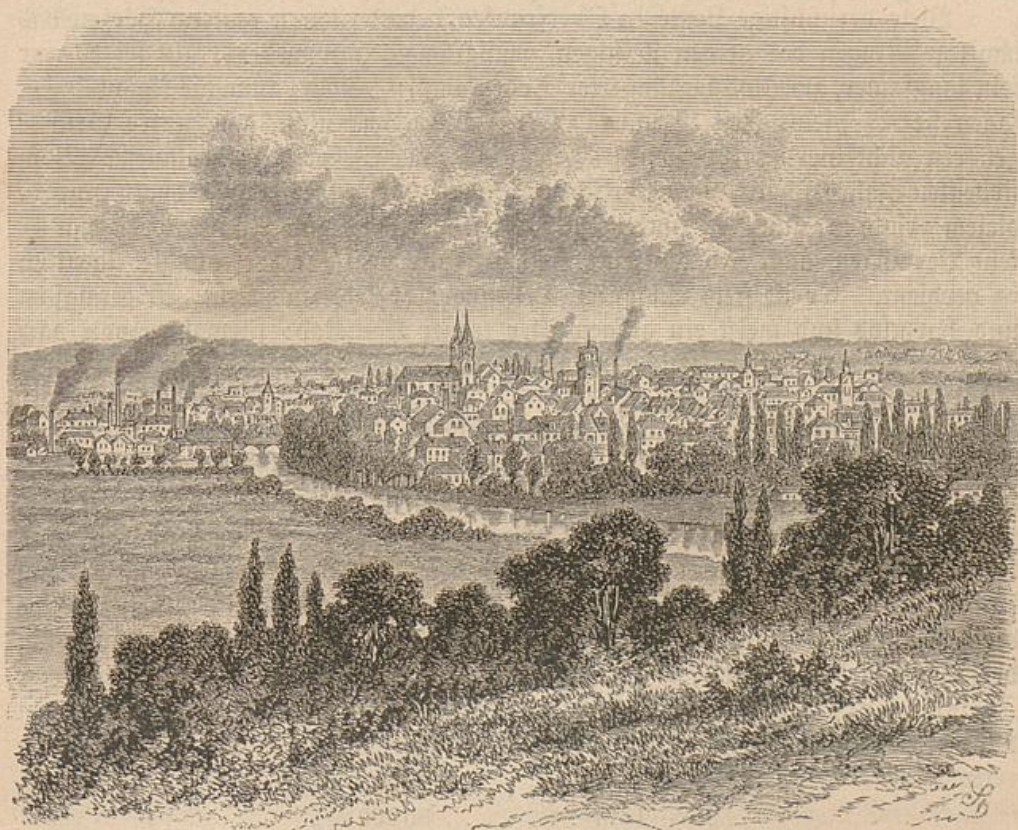
Die eigentliche Hauptstadt des oberfränkischen Weberlandes ist und bleibt Hof. Ende Dezember 1875 beschäftigte die oberfränkische Textilindustrie im Kleinbetriebe an 19 000, im Großbetriebe an 6000, zusammen 24 913 Männer und Frauen. Heutigetags sind es noch mehr. In Hof erzeugte der Großbetrieb im Jahre 1876 allein in drei von den fünf größten Etablissements (Neue Baumwollspinnerei, Mechanische Weberei und Regensburger) an 29 000 Zollzentner Garn und über 134 000 Stück Tücher, wofür an 666 400 Mark Arbeitslöhne gezahlt wurden; im selben Jahre zahlten die elf größten Webereien und Spinnereien Oberfrankens 2 300 000 Mark Arbeiterlöhne.

Die Baumwollweberei hieß im 15. Jahrhundert, wo sie in Oberfranken schon erblüht war, die „Stauchenwürkerlei“, denn die Kulmbacher Elle hieß „die Stauche“, und das Gemäße gab dem gewirkten Fabrikate den Namen. In Hof arbeiteten im Jahre 1432 erst drei Kulmbacher Schleierwirker (d. h. Baumwollweber); aber als in des Alkibiades Fehde Herr Heinrich Neuß von Plauen die Stadt eroberte (1533), waren schon „viel hundert Personen, die durch das Spinnen und Würken, Kauffen und verkauffen der Schleier sich nehren“ — berichtet der Chronist Magister Enoch Widmann seinen Mitbürgern im Jahre 1615. Es war damals die Weberei gar „neben dem Bierbrauen der vornehmste Handel“.

Um's Jahr 1750 brachte Hof bereits 200 000 Stück „Schleier und Flöre“ in Handel. Die sinnlosen anwidernden fremden Namen der heutigen Gewebeforten kannte natürlich damals der „gebildete Kaufmann“ noch nicht. Damals verstand man unter so einem „Flor“ ein schwarzes Baumwollengespinnst von 14 Ellen Länge bei  $\frac{1}{3}$  Elle Breite. Kattune und Musseline wurden dann immer beliebter, das Leineweben ging zurück; im Jahre 1784 zählte die Landeshauptmannschaft Hof nur 46 Leineweber, aber 500 Kattunmacher und schon 700, die von Baumwollspinnen lebten. Allerdings gehörten damals zu jenem Hof'ser Gerichtssprengel, außer Rehau, Naila, Schwarzenbach und Münchberg, auch Sparneck und Zell, Lichtenberg und Lauenstein.

Am Ende des letzten Jahrhunderts kamen die „Tüchlein“ auf, doch wurden schon damals, sowie einmal der kleine Webemeister von drei oder vier Stühlen sich auch „Herr Fabrikant“ titulieren ließ, die Waren „billig, aber schlecht“, wie in den späteren Tagen Neuleanz' Kredit und Absatz sanken. Damals, im Jahre 1791, verarbeitete das oberfränkische Vogtland rund 7200 Zentner Baumwolle zu „Zig und Musselin“.

Im Jahre 1805 verdienten 16750 Handarbeiter im Baireuthischen  $1\frac{3}{4}$  Millionen Gulden, also der Mann an 100 Gulden, was damals, nach den Preisen der Häuser und Lebensmittel zu schließen, dem Bier- bis Sechsfachen des Geldwertes von heute entsprach.



Sof.

Maschinen- und Kapitalkräfte ändern seit Jahrzehnten unaufhaltsam alles. Der Handweber, hört man heutigestags sagen, ist absolut ein verlornen Mann. Der Landwebemeister von heute ist fast überall zum Arbeiter im fargen Stücklohn des Fabrikanten geworden. Wer Material nicht noch selber kaufen kann, sondern es vom Fabrikanten nehmen muß, zittert vor jeder Stockung im Handel und leidet in ihr meistens die furchtbarste Not: von 1877—1879 sammelte ganz Bayern, um den Vogtländer, Frankenwälder und Fichtelgebirger Webern Kartoffeln zu kaufen. Mit den Faktoreien der sächsischen Fabrikanten kam auch kein großer Segen ins Land, etliche der Herren Faktoren verschwanden samt Geld, Ware und Kredit, andre sogen sich als Zwischenhändler voll, die besten

konnten den Jammer nicht mehr mit ansehen und suchten sich ein besseres Feld für ihr Talent; nur wenige gründeten feste, segensreich wirkende Heimstätten.

Hof dominiert heute das ganze weite Weberland, nach ihm teilen sich die Fabrikanten von Stadt-Schwarzenbach und Münchberg in das Beste. Die Weberschule in Münchberg ist gewiß eine stützswerte Anstalt und Quelle besserer Zeiten, speziell leistet sie für ihre Schüler, für den Einzelnen sehr viel; doch wollen manche Kenner von Land und Leuten beobachtet haben, daß ihre Zöglinge alsbald lieber selber den Fabrikanten als den Weber, d. h. lieber den Händler als den Arbeiter machen. Dafür ist dann freilich nicht die Anstalt und deren Wirken und Ziel verantwortlich zu machen, sondern der Ehrgeiz, der in manchem Kopfe brütet.

Viele vernünftige Leute in Oberfranken bedauern von ganzem Herzen das danklose Ringen des armen fleißigen, genügsamen Handwebers, als sei es nur sein langsamer, zwecklos verlängerter Todeskampf: „Spart ihm die Agonie!“ — sagen sie — „seine Zeit ist um.“ Wir glauben das nicht, doch unsre Gründe gehören nicht hierher; übrigens — was sollte der Weber denn beginnen? Vom siebenten Jahre schon zum väterlichen Geschäft verwendet und deshalb nur in diesem erfahren, kann er zu keinem andern greifen: zum Auswandern hat er kein Vermögen, auch liebt er seine Heimatscholle weit inniger, als sie eigentlich es verdient. Er ist stets ein guter Deutscher; er lebt und liebt, ist genügsam und harmlos und meist ein aufgeweckter treuer Kamerad: fürwahr, man darf ihm vom Herzen bessere Zeiten wünschen.

**Frankenwald.** Laut und lebhaft geht es im Frankenwalde zu, der dünn bevölkert, aber überreich an Holz, Schluchten und Bergströmen ist. Seine Hauptstadt und sein Kontor liegt an seinem Südwesteck, Kronach, dessen Bürger, wie oben erzählt, in allen großen Kriegen als Helden gefochten haben, und dessen Flößer noch heute das Raufen aus dem „ff“ verstehen. Von Kronach strahlt ein ganzes Bündel von Wildwassern in den Frankenwald hinein, welche diese Stadt zum Stapelplatz eines großartigen Holzhandels machen. Zwar lag derselbe von 1876—1879 stark nieder, während noch 1875 nach amtlicher Zählung 3099 Flöße mit 7—800 000 größeren und kleineren Stämmen den Main bei Lichtenfels passierten, beladen mit sogenannten Blöchern, von denen

im Jahre 1876 . . . . .	77 000	Stück
„ 1877 . . . . .	85 000	„
„ 1878 . . . . .	61 500	„
„ 1879 . . . . .	48 090	„

ausgeführt wurden. Im Jahre 1880 wohl wieder weit über 60 000 Stück.

Seit dem Sommer 1881 hebt sich der Holzhandel des Frankenwaldes wieder lebhaft. Seine Bedeutung zeigt die Thatsache, daß große Flöße nicht selten einen Wert von 25—30 000 Mark erreichen. Welche Bäume wachsen aber auch da! Schon bei Baireuth, im sogenannten Astergraben, stehen noch Weißtannen mit 40 m Höhe, Könige der Wälder. Die frankenwälder Flößer arbeiten für die Floßherren, auch wohl einmal zu  $\frac{1}{3}$  oder  $\frac{1}{5}$  für sich, und sind sonst selbständige hausgeessene Leute. In den obersten Thalgründen des Frankenwaldes findet man Schutzweiher, Wassersammler, deren Schleusen im Frühling und Herbst geöffnet werden. Dann heben sich die in den Bächen gebauten und

mit Holz beladenen Flöße. „Bis diese gewaltigen Massen allenthalben in Ordnung und Reihe gebracht sind, kostet es viel Schweiß und Drängen und Lärmen, und“, schreibt Fentsch sehr wahr, „mancher kräftige Fluch widerhallt am Gestade. Hoffnung, Furcht und Sorge regen auf; denn da und dort schwimmt das ganze Vermögen eines Floßherrn auf den trügerischen Wellen. Die Flöße bestehen je aus neun oder zehn aneinander gelegten, durch „Wieden“ verbundenen Baumstämmen, den sogenannten Böden oder Baumflößen, von denen dann eine Reihe von zwölf und mehreren aneinander hängt; das Ganze führt erst den Namen „Floß“. Diese Böden, deren in guten Jahren 4—5000 mainabwärts gehen, sind mit Schneidbrettern belastet, von welchen 1000—1100 Stück ein „Stümmel“ heißen; alles Weißtannen- und Fichtenholz. Die Holländerstämme (Schiffsbauholz) werden in Eltmann den Eichenflößen beigelegt.

„Das derbe, körnige, genußfüchtige Völklein der Flößer unterscheidet sich von den ansitzenden Nachbarn auf allen Seiten, als ob es aus anderm Samen entsprossen wäre.“ Seine Nachbarn sind eben meist Weber und Schiefertafelmacher — schlecht bezahlte und schlecht genährte ärmere Leute. Die Flößer dagegen sind ein kräftiger, von rauher Arbeit, Berg- und Waldluft gestählter Menschenschlag, der für seine Mühe auch etwas genießen will und von alters her in Mainz und Frankfurt andre Genüsse gelernt hat, als sein Nachbar Weber daheim, der jahraus jahrein in schlecht ventilierten Stuben hockt, nur von Kartoffeln und Kaffee mit Sirup lebt, und den die Armut schwächig und scheu gemacht hat. Der Flößer ist hoch- und grobstämmig, offen, leidenschaftlich und ohne rüchhaltiges, verstecktes Wesen; die Kraft seiner Sehnen und Knochen erprobt er auch gern einmal in solenner Prügelei; die Waldaufseher sind des Flözers ewige Feinde und im Frankenwalde am allerwenigsten zu beneiden.

Im obersten Frankenwalde, schon am Rennsteige, liegt Ludwigstadt, oder „Luderstadt“, wie schon der alte Merian das Städtchen nennt. Hier ist die Tafelmacherei zu Hause, den Schiefer liefern das benachbarte Lehesten, Dürrnweid und andre Brüche des Frankenwaldes. So ärmlich diese Arbeit lohnt, so unzertrennlich ist sie von den Leuten; Burschen und Dirnen werden damit am ehesten das, was sie selbständig heißen; andre Leute mögen ihre Lebensführung eher ein weißes Sklavenleben nennen. Nährender ist die Schieferindustrie der Geroldsgrüner und die Korbmacherei um Kronach und Richtenfels, welche schon im Jahre 1875 an 4000 Menschen nährte, deren rastlose Hände für 200000 Mark Rohmaterial verarbeiteten. Neuerlich beschäftigt aber diese Industrie gar 12—14000 Arbeiter, bei einem Jahresumsatze von 3—4 Mill. Mark. Bei den Tafelmachern, den Korbflechtern und Webern, also genau bei den Berufsarten, wo die Arbeit den Menschen schon von früher Jugend an zum ewigen Festsitzen, zur Arbeit in der brütenden Luft der schwülen, überfüllten Stuben bannt, kehrt auch die Liebe sehr früh ein; diese Bevölkerung nimmt auch an Kopfszahl viel rascher zu wie die eigentliche Bauernschaft. Übrigens geht der Fichtelberger Bursche überhaupt früh „auf die Frei“, d. h. früh hat er eine Liebste. Die Brautwerbung selber aber ist wieder was ganz andres, da spricht der Verstand das große Wort. Im Frankenwalde trägt der Brautführer noch heutigestags Stock und Degen. Am Abend vor der Trauung gibt's im ganzen Fichtelgebirge „Häsfaklies“ (Hefenflöße), die sich noch vielfach die Burschen an lange Stangen von der Glücklichen anstecken



lassen, was man „Spießrecken“ heißt. Bei der Hochzeit selber wird gerade kein Luxus getrieben, was früher sehr anders war. Die drei größten Feste sind im ganzen Gebirge Weihnachten, wo man „mezelt“ und Schlachtschüssel hält; Ostern, wo man die Brunnen schmückt, und die Kärwa oder Kirchweih, wo man so gastfrei als möglich ist und den „Plantanz“ im Freien um den Kirchweihbaum abhält. Da tanzt zuerst die kinderlose junge Welt: der Bursche, an der Rechten die schmucke, von Lust und Lust selig erglühende „Mad“, in der Linken ein grünes Trinkglas mit Glasringeln daran, deren feines Klingen beim Tanze die Begeisterung erhöht. Später erst tanzen die übrigen „Bärbala“ und „Maichala“, bei denen Gürtel und Schleier schon entzwei gerissen sind, mit ihren bemoosteren Burschen. Beim Walzer tanzen alle auf einmal darauf los; der Bursche aber drückt sein dralles Mädchen so ganz innig oder hermetisch an sich hinan, als dürste — wie beim Kopulieren — „der böse Feind nicht Platz zwischen ihnen finden!“ So drehen sie sich denn selig auf dem Raume von wenig Quadratschuhen förmlich um ihre eigne Achse. Ab und zu schleudert dieser die Mad, zu seiner und aller Freude, mit Jubelschrei oder ohne diesen, „hoch in die Höhe“ ... So tanzt man, mit wenig Abänderungen, wie sie jede Zeit doch endlich bringt, schon seit Jahrhunderten. Ja, ja, in Franken „ob Gebürges“ — obwohl die Bevölkerung aus drei Stämmen wenigstens sich mischen mußte — hält man zähe am guten Alten; so wert wird hier das Alte, Gewohnte, Erprobte geschätzt — oft fast über das vernünftige Maß hinaus — daß darüber noch heute ganz Deutschland in gutgemeintem Spotte mit dem Wörtchen „altfränkisch“ scherzt. Bleibe es doch immer so!

